Die Christliche Welt

Evangelisches Gemeindeblatt für Gebildete aller Stände

Fünfundzwanzigster Jahrgang

Nr. 31 **Marburg i. H., den 3. August** **1911**

Wöchentlich eine Nummer — Zu beziehen durch alle Postämter und Buchhandlungen — Haltegebühr: Vierteljährlich 2,50 Mark — Unmittelbar vom Verlag Inland 2,90 Mk Ausland 3,15 das Quartal; Einzelnummer 0,25 Mk.; Probenummern unentgeltlich; Einbanddecke 1,90 Mk. — Anzeigengebühr: 0,30 Mk. die viergespaltene Petitzeile (bei Nonpareille Berechnung des ganzen Inserates nach Nonpareille-Zeilen), Familienanzeigen, Stellengesuche u. dergl. 0,20 Mk. Letzter Annahmetermin für größere Inserate Freitag früh.

Inhalt: Mancherlei Gaben — Kolonialmissionstage in Dresden — Vom Wege. Tagebuchblätter aus Marokko. Fortsetzung — Die neufriesische Schule in der Theologie: Rudolf Otto und Wilhelm Bousset — Jatho als Künstler — Luther, die Schwärmer, Jatho und wir — D. Martin Luthers Briefwechsel — Verschiedenes: Israel Hartmann (Bertsch); Leo Tolstoi (Meincke); Forschungen zur Lebensordnung der Gesellschaft Jesu (Stoeckius); Der Religionsunterricht im Dienste der Erziehung (Matthes); Ein Druckfehler (Kreuzzeitung); Kleine Mitteilungen — Anzeigen

Mancherlei Gaben

Es sind mancherlei Gaben; aber es ist Ein Geist. 1. Kor. 12, 4.

Paulus denkt bei diesem Wort wohl zunächst an die besondern Gaben, die sich in den jungen Christengemeinden regten. In den Zeiten großer Begeisterung ziehen leicht außergewöhnliche Erscheinungen die Aufmerksamkeit auf sich. Allein damit verlieren keineswegs jene einfacheren und natürlicheren Begabungen ihren Wert, die wir überall und immer bei uns und bei Anderen antreffen. Jedenfalls gibt es auch da Mannigfaltigkeit. Wie verschieden sind doch die Menschen nach ihrer körperlichen Erscheinung und wie verschieden nach ihrer geistigen Ausstattung! Angesichts der verschwenderischen Fülle der Gaben erinnern wir uns an drei Pflichten, die selten erkannt und noch seltener erfüllt werden.

Zuerst ist es unsre Aufgabe, die bei den Andern vorhandenen Gaben auch wirklich zu sehen. Wir wünschen uns Positivität des Blickes, die Fähigkeit, nicht nur immer gleich und zuerst zu sehen, was fehlt, sondern zu erblicken, was da ist. Jesus hat die Positivität des Blickes in hohem Maße besessen. Eine Legende hat diesen bedeutenden Zug seines Wesens sinnig zum Ausdruck gebracht. Jesus sei mit seinen Jüngern gewandert. Da hätten sie am Wegrand einen toten Hund liegen sehen. Die Jünger hätten sich den Kadaver betrachtet und sich gegenseitig immer wieder auf etwas anderes Häßliches und Abscheu Erregendes aufmerksam gemacht: Seht den aufgedunsenen Leib, die steifen Beine, das entstellte Gesicht! Da habe auch Jesus das Tier einen Augenblick angesehen, aber nur gesagt: Welch schöne Zähne hat es doch gehabt! Wenn wir geneigt sind, zuerst an unsern Mitmenschen und Mitchristen zu beobachten, was sie nicht haben, und wenn in unsern Gesprächen die Aufzählung fremder Fehler keine ganz kleine Rolle spielt, so beweist das nur, daß uns der gute Blick des Jesusauges fehlt. Heute nennen sich manchmal auch solche Theologen „positiv", die eine Virtuosität im Aufspüren vermeintlicher Mängel des religiösen Innenlebens ihrer Brüder besitzen. Es ist aber frömmer und auch für den Verkehr mit den Menschen ersprießlicher, wenn wir unsern Blick für die den Andern verliehenen Gaben schärfen.

Sodann wollen wir das Gute, das wir gesehen haben, auch willig und neidlos anerkennen. Die heimliche Angst, daß die Begabung des Andern die unsrige in den Schatten stellen könne, verführt uns dazu, jene zu verkleinern. In unsrer Torheit glauben wir uns selbst größer zu machen, indem wir den Andern erniedrigen. Allein wir beweisen nur damit den Adel unsrer Seele, daß wir — wie Goethe gesagt hat — gegen die großen Vorzüge des Andern kein anderes Rettungsmittel kennen, als die Liebe. Es ist gar keine schlechte Lebensregel, solchen Menschen zu trauen, die neidlos anerkennen können.

Endlich sei es uns eine willig anerkannte Pflicht, uns der Mannigfaltigkeit der Gaben Gottes zu freuen. Wir sind in eine Natur hineingestellt, in der keine Form und Farbe sich unverändert wiederholt. Da greifen wir es mit Händen, daß Gott die Mannigfaltigkeit will. Aber vielleicht wird es uns nirgends schwerer, uns in die Verschiedenheit der Gaben zu finden, als auf dem Boden des religiösen Lebens. Hier droht die Gefahr des Uniformierens immer wieder. Auch lebendige Christen wollen nur solche als Brüder anerkennen, die den nämlichen Weg geführt worden sind, wie sie selbst. Menschen, die einen Bruch mit ihrer Vergangenheit erlebt haben wie Paulus, können oft die Andern nicht verstehen, die sich langsam und stetig entfalten, wie wir dies an manchen Johannesnaturen beobachtet haben. Und wie arg stört es doch, daß es nicht nur Erkenntnis-, sondern auch Gemüts- und Willensmenschen gibt, in deren Leben das Christentum immer wieder eine andere Tönung annimmt. Aber es ist der eine Gottesgeist, der mit dem Leben auch Mannigfaltigkeit und Verschiedenheit hervorbringt. Gott ist groß und weit; da dürfen wir nicht klein und engherzig sein. Sein Geist weht, wo er will. Wohl uns, wenn wir sein Rauschen vernehmen und über der Freude an dem Leben, zu dem er uns geweckt hat, den Glauben an die Lebendigkeit in andrer Gestalt und Artung nicht verlieren. C G

Kolonialmissionstage in Dresden

Sonnenglanz über der Stadt im Jahre der Hygieneausstellung. Kongreß reiht sich an Kongreß. Die Zahl 300 wird überschritten werden. Was früher von Dresden gesagt wurde, daß es vom Hof und von den Fremden sich nähre, nicht ohne Einfluß auf unseren Charakter, was aber nun in der Halbmillionenstadt zur Sage geworden war, das verdichtet sich vorübergehend zur Wirklichkeit, — Dresden bereichert sich von Fremden in diesem sonnigen Sommer.

Von der Kolonialmissionstagung ist zu wünschen, daß sie das Geld der Dresdener für die Zwecke draußen flügge mache. Es war eine kluge Beschränkung, daß der Kongreß auf ein einziges Gebiet sich konzentrierte, auf Deutsch-Ostafrika, ebenso klug, daß die vier evangelischen Missionsgruppen dort (Leipzig, Herrnhut, Berlin und Bethel) sich zu brüderlicher Tagung zusammengetan hatten; freudig vernommene Versicherung einer vorsichtigen Annäherung auch der römisch-katholischen Mission fehlte nicht. Charaktervolle Darbietung des Eigenen, verbunden mit dem unverwüstlichen Gemeinschaftssinn der alles umfassenden christlichen Kirche, — wenn sich dieses Ideal doch immer energischer herausbilden wollte!

Ich habe jede Rede mit angehört: auch nicht ein Mißton; was mehr wert ist, kaum eine Plattheit; sorgsam gewählte Redner, eine Fülle der Belehrung. Der Saal im Vereinshaus, der $1\,^1/_2$ Tausend Menschen faßt, immer gut gefüllt,

zum Teil überfüllt, besonders die Frauenversammlung am Montag Nachmittag. Was bedeutet heute die Kirche ohne die Frauen?

In den Kindergottesdiensten der Stadt redeten Missionare, ebenso dann in vielen höheren Schulen. Fast ängstlich hielten sich diese treuen Männer an die Vorschrift, ja die Kolonie über der Mission nicht zu vergessen. So kam es statt der Bekehrungsgeschichten zu einem stark ethnographischen Einschlag. Aber über der Erdenglocke läutete doch immer noch und wirkungsvoll eine höhere.

Am schönen Sommersonntagabend der Gottesdienst in der Kreuzkirche war überfüllt. Tiefernst waren die Ausführungen über die Missionspflicht, die Professor Ihmels gab.

In der Sonntagabendversammlung war sofort die Höhe erreicht durch die zündende Ansprache unseres neuen Oberhofpredigers, D. Dibelius. Eine große Stunde an der Weltenuhr: in Japan sitzen zwölf Christen im Parlament, in Korea gibt es 200 000 Christen, in Ostafrika Entscheidungskampf zwischen Halbmond und Kreuz. Nötig ist einmütige Arbeit; Geld, das ist konzentrierte Kraft; mehr Leute. Hierauf schilderte Missionsinspektor Axenfeld aus Berlin die heidnische Not, die Kindersterblichkeit, den Aussatz (je drei von hundert sind aussätzig), den Fatalismus der Eingeborenen dagegen. Wiederum den praktischen Erfolg der Mission: die Aussätzigen werden in besonderen Dörfern gesammelt; die Kindersterblichkeit geht zurück, die Hoffnungsfreudigkeit steigt. Missionar Johansen führte mit wissenschaftlichem Sinne in die religiöse Gedankenwelt der Neger ein, deckte namentlich den Mysterienkult mit seinen Symbolen vom Sterben und Auferstehen auf; eine Fülle von Beziehungen zum Christentume. An diesem Manne hätte Wundt seine Freude gehabt, vielleicht auch Arthur Drews. Dr. Kötzsch, der neue Superintendent von Dresden, schloß die Versammlung mit packenden Worten.

Am Montag gab es vormittags eine geschlossene Versammlung nur für geladene Gäste, die trotz der ungünstigen Stunde gut besucht war. Pfarrer D. Paul, der eben zum Direktor der Leipziger Mission ernannt ist, gewann sofort alle Sympathien durch außerordentliche Kenntnis des ihm anvertrauten Gebietes und durch einen gesunden praktischen Sinn, der keine Befürchtungen eines überspannten Konfessionalismus aufkommen läßt, auf den die Leipziger Mission zu Zeiten stolz war. Statistik: wir wissen noch nicht, wie viel Stämme und wie viel Sprachen es in Ostafrika gibt, jedenfalls aber mitten in dieser ungeheuren Schwierigkeit 80 evangelische, 75 katholische Missionsstationen, 430 Männer-, 230 Frauenkräfte beider Bekenntnisse, 900 Schulen, gegen 60 000 eingeborene Christen, die aber doch nur einen geringen Teil des Erfolges darstellen. Die Erziehungskräfte durch Predigt, Schule und soziale Tätigkeit reichen viel weiter und würden noch durchschlagender sein, wenn die übrigen Deutschen drüben kirchlich besser versorgt wären, oder noch härter gesagt: überhaupt um kirchliche Versorgung sich kümmerten. Hier ist immer noch ein wunder Punkt gerade in den deutschen Kolonien.

Um so bedenklicher, da, wie nun Axenfeld ausführte, gerade hierin der Muhammedaner seine Stärke zeigt. Von Ausnahmen abgesehen ist jeder ein unbewußter Missionar. Seit einem Jahrtausend ist er nicht über die Küste hinausgekommen. Und nun ist er der Erste an jedem Punkt, den der Deutsche besetzt, neben jeder Farm ein muhammedanischer Händler. Im Islam sieht der Neger eine Religion mit Ehrfurcht, doch ohne Menschenfurcht. Aehnlich wirkt nur noch der englische Sonntag. Aber so energisch der Moslem den Neger äußerlich packt, nie mutet er ihm einen Gewissenswechsel zu. Die Frage ist jetzt nicht mehr: Sollen die Neger Christen werden oder Heiden bleiben? Denn das Heidentum ist entwurzelt; die Pietät gegen das Alte ist erloschen; den Sprung aus der Verachtung heraus will Jeder tun. Sondern: Sollen sie Muhammedaner oder Christen werden? Hier ist höchste Energie geboten, denn der Neger, bildungsfähig von Haus aus, wandelt sich in einen Banausen, einen bildungsunfähigen Menschen, wenn er ein Muhammedaner wird. Dazu kommt, daß dann seine Lust zur Empörung gegen die deutsche Herrschaft steigt, während sich beim letzten großen Aufstand die Wogen der Bewegung an dem Missionsgebiet brachen. So baut denn auch kein Offizier mehr, was seither wohl geschah, dem Islam Moscheen; aber auch uns müssen die Augen für die große Gefahr ganz aufgehen.

Es war ein eindrucksvoller Vortrag. Man beschloß, die Regierung nicht zu stören in ihrer Parität gegen die verschiedenen Religionen, aber um so energischer die Missions-, Schul- und soziale Tätigkeit drüben zu fördern.

In der Frauenversammlung, geleitet von Frau Gräfin Hohenthal, ließ man verständigerweise eine Frau reden, Frau Missionar Stern von der Brüdergemeine, welche sich mit Geschick ihrer Aufgabe entledigte, auch stark ethnographisch, mit bescheidenem Zurückhalten eigener Erlebnisse. Aber das gehörte einmal zur Signatur der Tagung. Professor Dr. Reinhard (Grimma) und der redegewaltige Pfarrer Keßler (Dresden) ermunterten die Frauen und Mädchen zur Mitarbeit in jeder Hinsicht. Reinhard wies besonders auf den Nyassabund in Deutschland hin, der bereits 7000 Mädchen umfaßt zu dem Zwecke, unverheiratete Berufsarbeiterinnen hinauszusenden. Ich bin überzeugt, daß Entschlüsse, den Beruf in dieser Richtung zu wählen, in dieser Stunde gefaßt worden sind.

Die letzte öffentliche Abendversammlung, geleitet von einem Vorsitzenden der Deutschen Kolonialgesellschaft, Professor Dr. Gravelius, war ein imposanter Abschluß. Missionsinspektor Weishaupt berichtete über seine Eindrücke in Ostafrika. Er war eben von dort zurückgekehrt und fand sich bereits auf dem Programm der Tagung gedruckt vor. So sprach er aus frischer Erinnerung heraus.

Einen Höhepunkt bildete der Vortrag des Missionsdirektors Hennig aus Herrnhut über die Erziehung des Afrikaners. Die Brüder leben und weben in der Mission. Sie sind immer noch die Pilger auf Erden, überall zu Hause, und wurzelnd doch in der anderen Heimat, nüchtern durch hundertjährige Erfahrung und feurig durch gegenwärtiges Christentum, keine Meister der Theologie, aber Schüler des lebendigen Gottes. Hennig schilderte, wie schon beim Hausbau des Missionars (übers Jahr haben Regen und Ameisen das erste Haus gefressen) die Neger durch geordneten Lohn zur geordneten Arbeit erzogen werden. Die Anknüpfungspunkte für das Christentum sind, wenn auch nicht bei den völlig verdorbenen Küstenvölkern, so doch im Innern überall vorhanden, das ganze Leben und Denken des Negers ist religiös gestimmt. „Ich habe ihn gefunden", „ich will", „er ist mein", — das sind Namen Neugetaufter. Das evangelische Christentum macht den Einzelnen verantwortlich für sich und seine Umgebung. Wer soll die Polygamie brechen, wenn nicht die afrikanischen Mädchen? „Gebt ihnen das Selbstbewußtsein, etwas zu werden für die Ehre Gottes, dann werden sie sich nicht mehr unter das Joch der Polygamie beugen." „Wenn man gesehen hat, was ich gesehen habe auf meinen Reisen in Afrika, dann glaubt man an die Erziehungskräfte der Mission."

Das Christentum ist kein kompliziertes Lehrsystem. Dieser Satz ging wie ein Stichwort durch die Versammlungen, zum Hinweis, daß man mit dem Evangelium an die Heidenherzen herankommen könne. Wenige Wochen zuvor tagte hier der Evangelisch-lutherische Schulkongreß, getragen und begrüßt von denselben Kreisen und Behörden, die die Missionstagung umrahmten. Damals bekannte man sich, schon wenn man die Teilnehmerkarte kaufte, kraft ihrer gedruckten Rückseite zu demselben Vorstellungssysteme, das den Einberufern als das allein richtige erschien. Das gegenwärtige Christentum ist doch merkwürdig kompliziert! Aber trotzdem: seine Notwendigkeit zur moralischen und geistigen Eroberung der Kolonien ist, das kann man sagen, nun auch in Deutschland anerkannt. Mensing

---

Vom Wege

Auf dem Markte in Safi, 25. Mai

Zurück von einem Ritt ins Hinterland. Längst hat jener ungeheuere sandige Dünenzug, der Mogador in riesigem Bogen mit seinen gelblichen, vor dem Winde immer neu und anders sich werfenden Sicheln umzieht, aufgehört. Eine mächtige Kreidebank trägt hier die Stadt, steil abstürzend, und von dem

stetigen Drucke der Ozeangezeiten zernagt und gebräunt. Fast bis an die Küste tritt hier jenes fruchtbare Land der Schwarzerde heran, das Marokko so begehrenswert macht. Und noch ist es grün von wogenden Maisfeldern, gelb von Weizen, und zwischendurch bunt von Frühlingsblumen wie eine Hochwiese der Alpen. Auch hier, auf dem Markte, das geschäftige Treiben der Kamelszüge, der Händler, Tonbäcker, Packträger, Gewerbetreibenden. Ein alter Jude, treuherzig, zutunlich, hat mich umhergeführt.

— Was bedeuten diese sonderbaren schwarzen Zeichen an allen Haustüren? Auch in Euren Synagogen habt Ihr sie über den Lampen. Wie eine Hand geformt, mit den vier Fingern nach oben und dem Daumen nach außen. Eure Frauen tragen sie aus Blech am Halse und hängen sie den Kindern um, und die jüdischen Blechschmiede verkaufen sie.

— O, es ist nichts. Nur ein Brauch, eine Gewohnheit.

— Ich will dir sagen, was es ist: es ist ein Zauber. Ein Zauber gegen den bösen Blick.

— Karamba! fluchte er leise.

— Was aber sind diese da? — In einem Kreise von Männern und Weibern hocken drei Derwische. Zwei schlagen in gewissem Rhythmus eine große und eine kleine Pauke. Der dritte springt auf und zieht aus einem braunen Sacke eine gestreifte, geschwollene, sich langsam windende Natter, mit der geteilten Zunge züngelnd. Er faßt sie mit den Zähnen, windet sie um den Arm, den Hals, schwingt sie im Kreise. Dazu singen alle drei eine Art Litanei, Anrufungen Allahs und einen Katalog der Khalifen und der Heiligen. Immer wieder kehrt ein offenbar besonders verehrter Name: Sidi Mohammed ben Aïssa. Der mit den Schlangen ist in halber Ekstase. Er gestikuliert, springt hin und her, die Augen rollen und glänzen. Kranke sind herzugeführt. Ein Knabe mit einem Kopfleiden tritt in den Kreis, küßt dem Derwisch Rock und Hand und entblößt den Nacken. Die Schlange wird ihm umgelegt. Dann zieht der Derwisch den Kopf des Knaben in die Falten seines Burnus und nun, in befehlendem Tone, stößt er einzeln und abgesetzt nach einander bestimmte heilige Namen aus; nicht eigentlich Anrufungen der Träger des Namens, sondern nur den Namen selber, ihn selber gleichsam wie eine Waffe gegen den Dämon der Krankheit schwingend: Yallah, Si Muhammed, Si Bu Bakri, Sidi Aïssa (Jesus), Abd el Kader, Muley Idris, Sidi Muhammed ben Aïssa.

Das Wunder ist vollbracht. Die Schlange wird abgenommen, in den Sack gesteckt, der Knabe mit einer Handauflegung entlassen.

Ein älterer Mann tritt in den Kreis. Sein Fuß ist krank. Er entblößt ihn. Der Wundertäter rührt ihn mit dem seinigen an, läßt die Schlange ihn bezüngeln.

Ein Dritter tritt ein. Er ist gesund. Aber er begehrt mehr als die Andern: die Baraka (die mystische Segens- und Wunderkraft) des Heiligen selber. Der Derwisch faßt ihn bei den Handgelenken und — ein Ausdruck besonderer Feierlichkeit geht über die Gesichter — speit ihm in die geöffneten Hände. Der Gesegnete neigt sich tief zur Erde und verläßt den Kreis. Ein Weib begehrt die Baraka auf andere Weise mit fortzunehmen. Sie reicht dem Derwisch eine Kupfermünze zu. Er beleckt sie mit ausgestreckter Zunge, steckt sie in den Mund und gibt sie dann zurück, von Baraka triefend.

— Pfui! Schwindler sind sie, sagt mein Jude, sagt jeder Europäer hier, den man nach der Sache fragt, und die Sache ist abgemacht. In Wahrheit sind sie „Aïssaua", die „Söhne von Sidi Mohammed ben Aissa". Daß im Namen Sidi Mohammeds unendlich geschwindelt wird, ist kein Zweifel. Aber die Sache selber ist etwas Anderes als Schwindel. Diese Leute, die ihre Religion hegen in der Form einer Raserei und wilder Verzückungen, tanzen, rasen und Allah heulen, in ihren Sikr Glasscherben, Skorpionen und Kröten fressen, im Taumel der Allah-Besessenheit Schwerter sich in Wangen und Arme stechen ohne Blutvergießen, Hammel lebendig zerreißen und — ein Barbarensakrament — das Blut schlürfen, dabei die Baraka des Heiligen wie Zauberkraft in Haut und Haar und Speichel mit sich führen, wundertuend durchs Land streifen — sie sind uns grauenhaft und fremdartig. Und doch gehören sie hinein in jenen seltsamen dunklen Untergrund der Religion, aus dem erst langsam sie selber sich in ihren reinen Formen aufgerungen hat. Auch Israels „Prophetenkinder" vor Amos sind einst diesen Leuten hier auf dem Markte von Saffi so unähnlich nicht gewesen, und Abrahams, Isaaks, Jakobs „Segen" war eine Baraka. Und will man anschauen, was überhaupt Religion als urwüchsiger Instinkt und Trieb, als Gemeinatmosphäre des Wunderglaubens, der rohen Mystik, mystisch-eschatologischen Träumens und Erwartens ist, so muß man heute zum Islam gehen, nicht zu dem der Schulen und Kommentare, sondern zu eben dem der Baraka, der Wundertäter und ihrer Gräber, der Sikr und der Verzückungen, der „Bruderschaften" und der Mahdigläubigen.

* *

Wieder an Bord. Die See ist ganz glatt und doch gab es beim Einschiffen vom Strande her eine Schwierigkeit, die mich schon fürchten machte, die Abfahrt des Dampfers zu versäumen. Alle Schiffe liegen hier, da es Häfen in unserm Sinne an dieser Küste überhaupt noch nicht gibt, weit draußen auf der Reede. Man erreicht sie vom Lande aus in großen 8 bis 10-rudrigen Böten. Das meine hatte mich aufgenommen, der alte graubärtige Scheich der Rudermannschaft hatte das Zeichen gegeben und wir waren gut im Schusse. Da wirft einer der Ruderer, ein riesiger Mohr, das Ruder fort und schreit auf den Oberen und die Andern ein. Die schreien wieder. Aber Einer nach dem Andern folgt seinem Beispiele, wirft das Ruder fort und nun schreien alle gegen den Bootsmann. Sie wollen nicht weiter, sie wollen zurück ans Land. Der Bootsmann sträubt sich, schaut mich an, ich ihn, fordernd, daß sie weiterrudern. Dann plötzlich giebt er nach und lenkt sein Steuer herum. Jetzt fange ich meinerseits an zu schreien, zu drohen. Es hilft nichts. Das Boot macht eine große Schleife, berührt — knapp drei Sekunden lang — das Land und lenkt dann sonderbarerweise wieder herum, um die Fahrt offenbar sogleich wieder aufzunehmen. — Was soll das? Ein Anschlag auf meinen Geldbeutel? Keineswegs. Sie rudern ja jetzt sehr willig und haben keine Forderung ausgesprochen. Dem Mohren war eingefallen, daß man bei Abgang vom Lande nicht — gebetet hatte. Der Scheich hatte es auf sein Geschrei hin draußen sogleich nachholen wollen. Aber das war offenbar ruchlos, denn am Anfange der Reise muß man beten, und hat man es da nicht getan, so muß man die Reise neu anfangen. So drehte man um, rührte knapp an den Strand, um auch wirklich von vorn angefangen zu haben. Das „Gebet", das oftgenannte Ausrufen der heiligen Namen, wird gehalten, und nun gehts glatt und ohne Hindernis hinaus. —

Wir haben hundert Ochsen geladen und achtzig Hämmel. Und da die vierbeinigen Passagiere sehr viel ungeduldiger sind als die zweibeinigen, so fahren wir schnell und sind schon morgen in Tanger.

* *

Tanger, 28. Mai

Der freundliche Geistliche, in dessen Zimmer wir sitzen, umgeben von riesigen Bücherbörten mit arabischer, jüdischer, französischer und englischer Theologie, hat zu einem geruhsamen geistlichen Gespräche den ehrwürdigen Fki Muhammed T'lemçia eingeladen. Er ist einer der in Gottesgelehrtheit und Recht Gelehrten und Gebildeten, kennt Schrift und Ueberlieferung und gilt als ein Mann, der viel nachgedacht hat. Sein schönes altes Gesicht, die helle Hautfarbe, die gewählte Kleidung, die feine Manier in Gruß und Neigung verraten gute Abkunft und Erziehung. Er grüßt die Hand auf Herz, Stirn und Lippe legend, ordnet leicht die Falten des dunklen Ueberwurfes, der über dem braunroten Unterkleide niederwallt und erwartet höflich die Frage. Sie geht auf die Aïssaua.

— Du fragst nach den Aïssaua. Es ist besser nicht nach ihnen zu fragen. Gott hat sie nicht gesendet. Sie nennen sich eine Brüderschaft. Und außer ihnen gibt es viele ihnen ähnliche, die Sadikijjin, die beim Tanze mit den Köpfen gegen einanderrennen, und die Mellaijjin, die Feuer fressen, und die Hamadscha, die sich mit Hacken auf die Schädel schlagen. Und alle rasen und schwenken die Köpfe. Das ist nicht aus dem

Koran. Ihr Gründer, Sidi Mohammed, war ein heiliger Mann. Aber seine Jünger haben ihn mißverstanden.

— Und was bedeuten diese Steine, die im Kreise gelegt werden, und diese Fäden, die an die Gräber geknüpft werden? Gestern fand ich Bänder an die Tür eines heiligen Grabes geknotet. In eines war ein Zettel eingebunden.

— Vielleicht mit einem Gebete zu dem Heiligen. Es ist eine fromme Sitte, gleichsam eine Ermahnung an den Heiligen zur Erinnerung. Das ist auch nicht aus dem Koran. Es ist Herkommen. Es ist auch nicht „geboten“ oder „geziemend“, sondern nur Brauch.

— Was ist der Unterschied von geboten und geziemend?

— Zum Beispiel: es ist nicht geboten aber geziemend, daß Einer den Andern grüßt Salām aleikum. Hat aber der Eine so gegrüßt, so ist es für den Andern nicht geziemend, sondern geboten, zu antworten Waaleikum salām.

— Du hast in Fez studiert. Ein Taleb sagte mir, in Fez habe das Studium aufgehört.

— Er wußte nichts. Bis unter Mulinhassan hat man dort studiert, wie in El Azhar in Kairo. Erst in den letzten Wirren sind die Studien in Verwirrung gekommen.

— Und gibt es noch die alten Sekten und Richtungen in der Lehre?

— In der Lehre nicht, nur im Ritus der Verbeugungen und Gebetsformen: die Hanbali, die Maleki, die Schafei und die Hanafi.

— Wer liegt in all diesen Heiligengräbern, die auf jedem Markte und sonst so zahlreich sind?

— Nun, eben Heilige. Scherifen oder Marabut. Scherifen sind die Nachkommen des Propheten durch Fatime, seine Tochter, die seine Baraka tragen. Die Marabut sind Heilige aus dem Volke, die durch Fasten und Beten und Koran und ihre Heiligkeit Freunde Allahs sind. Man geht zu ihren Gräbern ihrer Fürbitte wegen.

— Wie wird man Freund Allahs?

— Deine Frage ist schwer. Die Ausleger des Koran lehren verschieden. Die Einen sagen: Tue das Gebotene und erwirb den Garten und die Gnade Allahs. Aber die Anderen sagen: Allah erwählt nach seiner Gnade allein welchen er will, den Einen zum Guten und den Anderen zum Bösen. — —

Wir waren beide eine Weile stumm. Von der Wand über dem Bücherbörte blickte das strenge Bild Calvins auf uns hernieder.

— Wie versteht Ihr den Koran, nach dem Buchstaben oder figürlich?

— Die Ausleger haben darüber gestritten. Einiges sollte figürlich, Anderes wörtlich verstanden werden.

— Zum Beispiel der Lohn im Garten Eden, die Bäume und ihre Früchte und die Sinnenfreuden, von denen der Koran redet?

— Die Ausleger sagen: Du wirst finden, je nachdem du erwartest: der Sinnliche Sinnliches, der Geistliche Geistliches, Jeder die Freude.

* *

Bei Sidi Kassim, 29. Mai

Ein strahlender Morgen. Hell und heiß und doch nicht drückend scheint die Sonne herunter und füllt Alles mit einem flimmernden Glanze. Weit breitet sich die üppige fruchtbare Ebene zwischen den welligen Höhenzügen, die kraus und verworren sich dem Innern zu ziehen. Wir sind von dem weißen hufeisenförmigen Tore der deutschen Gesandtschaft aufgebrochen, gemächlich über den großen Markt gezogen, der eben sich mit bunten Trachten und Menschen füllt. Das Landvolk zieht uns entgegen zur Stadt herein, dunkle Rifioten mit ihren kurzen braunen Ueberwürfen, auf den Nähten mit zierlichen Mustern gestickt, stämmige Bauernweiber mit ungeheuern breiten Strohhüten, die Regel der Verschleierung wenig achtend. Drei von ihnen stehen still am Tore der englischen Gesandtschaft und bewundern neidisch den üppigen Rosenflor da drinnen. „Ah“, sagt die Vierte, „Allah gibt hier den Ungläubigen, was er will, später aber das Feuer und uns Gläubigen den Garten.“ — Ein weißes Weli winkt von der Höhe. Es ist offen und wir hätten gern davor Halt gemacht. Aber Hans und Hassan interessieren sich nicht für Heilige und wollen ins Grüne. Und da Hans und Hassan ein paar rassige Berberhengste sind, mit sehr entschiedenen Ansichten, so müssen wir den Heiligen in seiner Ruhe lassen. Ein paar Stunden lang sind wir dem Karawanenwege nach Fez gefolgt, dann rechts abgebogen, haben Wasserläufe durchschritten, von denen man nicht sieht, woher sie kommen und wohin sie gehen, die aber aus dem schweren tonigen Boden ein weiches saftiges Grün hervortreiben, und sind dann hinüber gebogen gegen den niedrigen Dünenzug zu, der dichtes schattiges Mastixgebüsch, Steineichen und niedrige Kastanien trägt und ein gastliches Zeltlager zu behaglichem Ausruhen. Wir sind im Schutzbereiche von Sidi Kassim, zu dem wir wallfahrten. Er ist der angesehenste Heilige der Gegend, ein echter Nachkomme von Mulei Idris, dem hochheiligen Gründer der alten scherifischen Idrisiden-Dynastie, ist im heiligen Kriege gegen die Portugiesen gefallen und heilt jetzt Zahnschmerzen, spendet den Weibern Kinder und seine Baraka den Tausenden von Pilgern, die sein Grabmal besuchen. In einem Walde herrlicher alter Oelbäume liegt es. Der Wald ringsum ist ein „Bannwald“. Er nimmt Teil an der Baraka des von ihm eingeschlossenen Heiligtums. Seine Stämme dürfen nicht gefällt, seine Aeste nicht gebrochen, das herabfallende Holz nicht fortgenommen werden. Eine längliche Vorhalle führt zum Heiligtum. Hier verbringt der Hilfesuchende wohl eine Nacht, um sich mit der Aura*) des Heiligen zu erfüllen. Und hier spendet er seine Gaben. Wir dürfen — erstaunlicherweise — eintreten und durch die offene Tür in die Zelle blicken. Ein quadratischer Raum, überwölbt von der üblichen Spitzkuppel. Ueber dem Grabe des Heiligen in der Mitte ein Katafalk, mit roten seidenen Tüchern behängt. Fahnen, kriegerische Abzeichen an den Wänden: denn wie der Islam selber eigentlich seinem Wesen nach der Krieg für Allah ist, so sind die Heiligen eigentlich Krieger und statt des Heiligenscheines führen sie Kriegsgerät. An den Wänden hängen einige Votivbilder: natürlich nichts Lebendiges darstellend, aber z. B. die Moschee von Mekka mit der Kaaba, die Abbildung der Fußspur des Propheten, Koransprüche und, an langen Fäden aufgehängt, große Straußeneier, eine mohammedanische Spezialität von Votivgaben, die auch in griechische Kirchen und Klöster gelegentlich ihren Weg fand.

Wie dieses Grab hier, so sind die Hunderte und Hunderte der kleinen oder großen Kubbah oder Weli, die hier das Land erfüllen. Sie sind etwas ganz Anderes als die „Moschee“, die Stätte des offiziellen Islam, des gemeinsamen Gebetes, der Versammlung, der Lehre. Sie liegen einsam auf Bergspitzen oder im Gedränge der Märkte und engen Gassen, zurückgezogen in dunklen schattigen Bäumen oder an der staubigen Landstraße. Sie sind dem gemeinen Volke viel wichtiger als die Moschee, und jeder Ort hat sein Heiligengrab, aber sehr oft keine Moschee. Der „Heilige“, das heißt dieses Numen**) des Grabes und des Ortes, ist Mittelpunkt und Hauptgegenstand der Massen- und Unterreligion des Volkes, für die die Beziehung auf Allah durch die kunstvolle Fürbitten- und Verdienstlehre, die die islamische Theologie natürlich ebenso ausgebildet hat wie Judentum und Katholizismus, in den Hintergrund tritt. — —

Schüsse knallen plötzlich, wiederholt und in gemessenen Abständen. Dicht unter dem Heiligtum, auf dem weiten Strande jenseits der Dünen hat die „Polizeitruppe“ mit ihren französischen Instrukteuren sich einen Platz zu ihren Schießübungen erwählt. Zelte stehen in Reihen, und nach der Ordnung treten die Schwarzen und die Braunen, in bauschiger Khakiuniform, den leuchtenden roten Gürtel um die Hüften gewunden, zum Scheibenschießen an. — Das ist die neue Zeit, hart am Rande der alten.

In achtungsvollem Bogen umkreisen wir die neue Zeit von hinten, durchschneiden die Dünen und betreten dann selber den festen feuchten Strand. Weit dehnt sich gen Westen das unendliche Blau. In flachen langgezogenen Wellen flutet es zu Lande, tief erdunkelnd im Ueberschlagen. Ein kühler, kräftiger Salzhauch weht herüber. Die Schüsse und alle Ge-

*) Hauch, Luft. D H

**) Gottheit, göttliches Wesen. D H

räusche gehen unter in dem gleichförmigen Brausen. Die Pferde sind von selber in Galopp gefallen, und, in der weichen, wogenden Bewegung hingetragen, mischen sich uns Blau und Wind und Brausen und alte und neue Zeit in verworrenem, wohligem Gefühl. Rudolf Otto

---

Die neufriesische Schule in der Theologie

Rudolf Otto und Wilhelm Bousset

— Vgl. Nr. 8: Fries; Nr. 12: de Wette —

De Wettes Schüler, unter denen die bekanntesten die Schweizer K. Hagenbach, J. Stähelin und D. Schenkel sind, ließen sich mehr von seinen theologisch-kritischen Gedanken anregen als durch seine Friessche Philosophie. Und was von Fries' Religionsphilosophie vielleicht anfangs in ihnen Wurzel geschlagen hatte, starb nach und nach ab. Auch Fries' Schwiegersohn, der Theologe Th. Henke, wurde in der Philosophie nicht sein Schüler.

Erst vor sechs oder sieben Jahren gelang es dem jungen Philosophen Leonard Nelson in Göttingen, dem Gründer der philosophischen Neufriesischen Schule, den feinsinnigen Theologen Rudolf Otto für Fries zu gewinnen. Ihm schloß sich nach einiger Zeit der bekannte vielseitige Religionsforscher, Wilhelm Bousset, an. Beide traten mit Begeisterung für eine Neubelebung der Friesschen Philosophie ein. Zuerst in dieser Zeitschrift (1908, Nr. 34) wies Otto in einer ausführlichen Besprechung der neuen Ausgabe von Fries' „Wissen, Glaube und Ahndung" auf dessen „tiefgründige" und „charaktervolle" Religionsphilosophie hin und sagte u. A.: „Vielleicht wird man in mehr als einer Hinsicht bei ihm eben das finden, was man heute eifrig sucht." Das Jahr 1909 brachte dann schon das gehaltreiche Werk von Otto: Die Kantisch-Friessche Religionsphilosophie und ihre Anwendung auf die Theologie.*) Dies ist das grundlegende Buch der Friesschen Schule, leider in manchen Partien zu knapp gehalten. Otto zeigt hier, daß, wie und weshalb er Fries' Unternehmen zu seinem eigenen macht. Es folgte die freudige Zustimmung zu Ottos Werk und Programm von Bousset in der Theologischen Rundschau 1909 (Heft 11 und 12). Im Jahre 1910 begann man schon mit der Neuherausgabe von Werken Fries' oder seiner Schüler; so gab Bousset Fries' philosophischen Roman Julius und Evagoras neu heraus**) und Otto die Metaphysik von Fries' bedeutendstem Schüler, Apelt; so ist ganz kürzlich H. H. Schmids „Wesen der Philosophie" neu erschienen. Hierdurch sowie durch Boussets Vortrag auf dem Weltkongreß für freies Christentum in Berlin 1910 „Die Bedeutung der Person Jesu für den Glauben", der völlig an Fries orientiert war und auch ausdrücklich sich auf ihn bezog,***) ist nun die Aufmerksamkeit weiterer Kreise auf Fries und das Unternehmen der Göttinger gerichtet. Lebhafte Zustimmung und schroffe Ablehnung stehen einander gegenüber. Die schärfste Abwehr des Neufriesianismus brachten die Artikel Karl Bornhausens „Das religiöse Apriori bei Ernst Troeltsch und Rudolf Otto" (Zeitschrift für Philosophie und philosophische Kritik Bd. 139) und „Wider den Neufriesianismus in der Theologie" (Zeitschrift für Theologie und Kirche 1910, Heft 5). Ihm folgte eine ebenso geharnischte Antwort Boussets (Zeitschrift für Theologie und Kirche 1911, Heft 2).

Es wäre nun ein Irrtum, wenn man Otto und Bousset die Absicht einer restlosen Repristination des Friesschen Systems zutrauen wollte, obwohl ihre ersten, von der Freude „über den gefundenen Schatz" ganz durchzogenen Veröffentlichungen diese Annahme selbst nahelegten. Neuerdings haben aber Beide wiederholt vor diesem Mißverständnis gewarnt. Auch hatte Otto schon in seinem erwähnten Werk betont, daß die Neubelebung der Friesschen Philosophie die Kritik an ihr und tunlichste Weiterarbeit nicht etwa ausschließen solle.

*) Zuerst erschienen in der Zeitschrift für Theologie und Kirche 1909. Im Sonderdruck erweitert und vermehrt, Tübingen J. C. B. Mohr.

**) Vgl. unsre Besprechung in 1910 Nr. 43. D H

***) Vgl. Christliche Welt in derselben Nummer 1910, 43.

Was veranlaßt nun diese Theologen auf Fries zurückzugreifen? Weshalb glauben sie, daß sein Lebenswerk gerade der heutigen prinzipiellen Theologie noch besonders wertvolle Dienste leisten kann? Es sind zum Teil noch dieselben Gründe, die einst de Wette zum Schüler Fries' machten. Deshalb versteht sich von selbst, daß die heutigen Friesianer auch an dem Unternehmen de Wettes nicht achtlos vorübergehen. So hat denn auch Otto in seinem Buche ihm und seinem Werk einen besonderen Abschnitt gewidmet, in welchem er vor allem die Erkenntnisse de Wettes würdigt, die ihm heute noch fruchtbar erscheinen.

Auch heute ist man sowohl der bloßen Kritik wie des einseitigen Historismus überdrüssig geworden. Man will über das ewige Anhäufen von Tatsachen und Hypothesen, über das Vergleichen und Analysieren, über das Tasten und Fragen hinaus und festen Boden unter den Füßen gewinnen. Die Systematik soll wieder mehr zu ihrem Rechte kommen. — Der neueste Sturm auf die Geschichtlichkeit Jesu hat auch das Seine dazu getan. Der enge Zusammenhang von Religion und Geschichte hat zur Folge, daß gerade die Kämpfe um Probleme der Religionsgeschichte gebieterisch auf die Gegenwart hinweisen. Während nun Bousset anscheinend mehr danach strebt, durch Gewinnung eines religiösen Apriori (d. h. eines ursprünglichen notwendigen Vernunftbestandes an religiösen Erkenntnissen) das gegenwärtige religiöse Leben wie die heutige Theologie wegen der angeblichen Unsicherheit der Anfänge des Christentums aus der Abhängigkeit von der Geschichte zu erlösen, ist Ottos Hauptaugenmerk darauf gerichtet, der Theologie durch ein solches religiöses Apriori ein sicheres Prinzip der Beurteilung usw. zu geben. Doch im Grunde wollen Beide dasselbe: „ein sturmfreies Gebiet der Sicherheit und Gewißheit", das zwar die individuelle Freiheit des religiösen Erlebens nicht verletzen, aber doch zugleich vor einem uferlosen Subjektivismus behüten will. Ein ähnliches Ziel verfolgte einst der deutsche Idealismus, und so sehen sie in dem Anschluß an diesen den richtigen Weg. Der deutsche Idealismus in seiner reinsten und klarsten Gestalt ist aber für sie wie einst für de Wette Jakob Friedrich Fries.

Das von Kant begonnene Geschäft der Vernunftkritik hat er nach dem Urteil Ottos für die Religion erst vollends durchgeführt und zugleich von Fehlern und Einseitigkeiten befreit. Er ist, wie Otto sagt, unter den Vertretern des deutschen Idealismus „in der Methode am glücklichsten, in den Ergebnissen am zuverlässigsten" gewesen, und deshalb bewährt sich seine Religionsphilosophie „als dauernde Basis religionswissenschaftlicher Arbeit". So ist sie auch der gegebene Ansatz- und Ausgangspunkt für die heutige Theologie. Denn sie gibt nach Otto 1. eine einwandsfreie Aufweisung des religiösen Apriori, und damit den sicheren Grund für alle wissenschaftliche Theologie, nicht nur für die systematische, und 2. den Nachweis der objektiven Gültigkeit der Ideen. Hier ist der zweite Punkt, „wo Fries' Denkarbeit gerade für unsere augenblickliche Lage so unmittelbar aktuell und bedeutend wird." Denn „es mag vielleicht für einen Naturwissenschaftler gleichgültig sein, ob die Kategorien, die er bei seinem Forschen anwendet, nur eine Form der Welt seiner Vorstellungen ist, oder ob dem eine Welt der Wirklichkeit entspricht und gehorcht: für den Religiösen aber ist das nicht einerlei. Vielmehr hängt ihm an der Gültigkeit der religiösen Ideen abgesehen von seinem Vorstellen schlechterdings alles."

Nun wollen natürlich Otto und Bousset ebenso wenig wie Fries und seine Schüler den Inhalt der Religion auf ein paar magere trockene Ideen festnageln, wohl aber wollen sie diesen Grundgedanken der Ideenlehre festhalten und stark unterstreichen: „Religion ist nichts von außen an den Menschen Herangetragenes, sondern etwas dem menschlichen Wesen Ureigenes, aus der Notwendigkeit seiner Vernunftanlage zu Begreifendes" — der spiritus sanctus in corde, die innere Offenbarung de Wettes. Die Religion hat ihre eigenen Quellen und ein Eigenleben, und ihre Wahrheiten sind für Jeden verständlich. Diese ursprüngliche Anlage entfaltet sich dann freilich erst in der Geschichte (siehe de Wette!) Und weiter: Die Religion muß „als ein wesentlicher Bestand menschlicher Vernunft ein bestimmt überschaubares, in klaren Ideen umschreibbares Ganze sein." Und

diese Ideen sind dann — besonders von Bousset betont — der Maßstab, an dem wir bewußt oder unbewußt die einzelnen geschichtlichen Erscheinungen messen.

Indem Otto und Bousset sich so, wenn auch in verschiedener Nüancierung, Fries' Ideenlehre in ihrem ganzen Umfange aneignen, bekennen sie sich natürlich auch zu der gesamten erkenntnistheoretischen Grundlage dieser Lehre.

Ebenfalls hoch schätzen die Neufriesianer — hier mit besonderer Wärme Otto — die Gedankenkomplexe in Fries' System ein, die wir kurz mit Ahndungs- oder Gefühlslehre bezeichnen können. Zunächst die weise Erkenntnis des negativen Charakters der religiösen Ideen, d. h. daß diese nur notwendige und ewige Geheimnisse andeuten. Dann die Lehre von dem Auffassen dieser Geheimnisse im Gefühl, der Ahndung des Ewigen im Endlichen. Und schließlich die Betonung der Unmittelbarkeit des religiösen Erlebens gegenüber aller Reflexion: „Es ist platonische Anamnesis der Idee im wahrsten Sinne, und nur durch sie ist die unsagbare Tiefe, das große Entzücken und der Zauber des Geheimnisses begreiflich, der dieses Erleben umwittert. . . Hier spielt das Geheimnis in der Religion. Religion ist selber Erleben des Geheimnisses schlechthin. . . Hier ist die Wahrheit, die allem mystischen Ueberschwang und Phantasiespiel zu Grunde liegt, und der Sitz des Mystischen selber in aller Religion." Nach diesen Aussprüchen ist es erklärlich, daß Otto gerade diese Lehre vom notwendigen Geheimnisse in der Religion „das Feinste und Zarteste in Fries' gesamter Philosophie" nennt. Bousset weist vor allem auf die in dieser Lehre gegebene Abwehr aller falschen Ansprüche des Mystizismus hin, Beide auf den letztlich hier ebenfalls nachgewiesenen symbolischen Charakter aller positiven Glaubensaussagen. So Bousset: Sobald wir die Symbole wissenschaftlich greifen und erweisen wollen, sobald wir versuchen, das Symbol zum Dogma auszugestalten, so wird Alles verkehrt und zerrinnt unter den Händen." Otto: „Alle Dogmatik, die versucht, diese Geheimnisse begrifflich aufzulösen, ist nicht nur vergeblich, sondern auch roh."

Ein besonderes Verdienst von Fries sehen Beide in der genauen Bestimmung des psychologischen Ortes des Gefühls und dem Nachweis seines hohen Wertes als des Mediums der unmittelbaren Erkenntnis. Hierdurch habe erst er das Geistesleben wahrhaft von der Versklavung unter die Reflexion und den Beweis befreit.

Auch die in dieser Gefühlslehre gegebene und in der Lehre von der objektiven Teleologie tiefer verankerte enge Verbindung von Religion und Aesthetik (s. bei Fries) wird nicht etwa einfach abgelehnt. Freilich bezeichnet es Otto als ein ganz grobes Mißverständnis, daß Fries die Religion ästhetisiere, denn er fasse den Begriff des Aesthetischen weiter als sonst üblich, ästhetisches Urteil bedeute einfach den Gegensatz zum logischen Urteil, also Gefühlsurteil; vielmehr lasse sich ihm umgekehrt der Vorwurf machen, daß er die Aesthetik religionisiere. Und auch nach Bousset hat nur die Aesthetik bei dieser allzuengen Vereinigung Schaden gelitten. Aber in der Behauptung, daß jedes tiefere ästhetische Gefühl religiös gefärbt sei oder umgekehrt, daß jedes religiöse Gefühl sich auf ein Gefühl des Schönen und Erhabenen zurückführen lasse, erblicken sie eine tiefe Erkenntnis. Auch halten sie die Friesche Einteilung der religiösen Gefühlserlebnisse in die Gefühlsstimmungen der Begeisterung, Ergebung und Andacht für viel wertvoller und umfassender als Schleiermachers einseitige Bestimmung des religiösen Urerlebnisses als das der schlechthinigen Abhängigkeit. Ueberhaupt sichert die systematisch fundierte Lehre von den Ideen und der Ahndung nach dem Urteil der Neufriesianer ihrem Meister als Religionsphilosophen einen Platz selbst über Schleiermacher. Für Vieles, was bei diesem nur rhapsodisch oder in schwankenden Umrissen hervorsprudelt, habe Fries erst die wissenschaftliche Rechlfertigung gegeben.

Schließlich erscheint ihnen an seiner Ethik besonders wertvoll die Würdigung des Gefühlseinflusses auf das wirkliche sittliche Leben und die Auffassung der geistigen Schönheit als eines wesentlichen Bestandteiles der Ethik im erweiterten Sinne.

Es handelt sich also zwar nicht um eine unveränderte Neuauflage, wohl aber um eine Neubelebung der Friesschen Philosophie in fast allen ihren Teilen.

Nur an einem wichtigen Punkte folgt man Fries nicht. Otto gesteht nämlich bereitwillig zu, daß Fries für die geschichtliche Einzelbildung der Religion und also auch für die Bedeutung des Individuellen in der Religion kein Verständnis gehabt habe. Während Bousset ohne Randbemerkung den Satz von (Lessing und) Fries übernimmt: Das geschichtliche Symbol dient nur zur Illustration, nicht zur Demonstration, erweist Otto diesen Satz als unzureichend und schließt sich hier mehr an de Wettes Einschätzung der Geschichte insbesondere der schöpferischen Persönlichkeiten für die Religion an (s. Nr. 12). Er zeigt aber zugleich, daß de Wette diese hohe Einschätzung auch gerade als Schüler von Fries behaupten konnte, wenn schon er sie wohl auf anderem Wege gefunden habe, daß hier also nur eine Schranke von Fries' Persönlichkeit, nicht seiner Philosophie vorliege. Aber gerade in der Ahndungslehre, in der Lehre von der im sittlichen und religiösen Gefühl freien Urteilskraft liege der Schlüssel zum rechten Verständnis des Problems: Religion und Geschichte. „Hier ist doch ohne weiteres die Möglichkeit, ja die Notwendigkeit gegeben, das Ewige individuell und qualitativ eigen zu erleben, aufzufassen und zu beziehen. Wie, das zeigen Erfahrung und Geschichte. Und wo am reinsten und wahrsten, das beurteilt selber wieder die freie Urteilskraft des Gefühls." Durch die Ahndungslehre habe de Wette auch die rechte Art der religiösen Heldenverehrung gefunden, die gefühlsmäßige Ahndung des Ewigen in der endlichen Persönlichkeit, die so selbst zum Symbol werde.

Vor allem aber bedeute die Art und Weise, wie de Wette Theologie und Philosophie in Verbindung gebracht habe, viel für die dem heutigen Theologen brennendste Frage nach Wesen und Bedeutung der Religion im Zusammenhang des menschlichen Geisteslebens überhaupt, und damit für die ganze neue Behandlung auch der christlichen Religion im Zusammenhange von Religion überhaupt, d. h. für die Beziehung der Theologie zur Religionswissenschaft überhaupt. Auf die Einzelheiten kann ich hier nicht eingehen. Wenn einflußreiche und scharfsinnige Theologen mit solcher Wärme und Energie für eine Sache von der Tragweite eintreten, so entsteht für die übrige Theologie die Pflicht, sich ebenfalls ernstlich damit zu befassen und das Für oder Wider von allen Seiten aus zu beleuchten.

Georg Weiß

Jatho als Künstler

Mit Recht ist bemerkt worden, daß Jatho für einen Lehrprozeß inkommensurabel sei. Aber worin liegt der Grund? Die Antwort ist diese: Jatho ist Künstler. In der künstlerischen Welt sind allerdings die Pole der Betrachtung oft andere als in der sittlichen, ohne daß jedoch der Bestand der sittlichen Weltordnung gefährdet werden müßte.

Dem Dichter-Prediger, der Jatho ist, genügt am meisten die pantheistische Weltanschauung. In allem Seienden ist Gott. Wir Menschen leben, weben und sind in ihm. Gott ist Ganzes, ich bin Teil. Gott ist Meer, ich bin Tropfen an dem Ozean der Ewigkeit: Von ihm mich willig stoßen lassen, höheren Willen ahnend, das ist Frömmigkeit. Menschenleben — künstlerisch d. h. in Anschauung betrachtet — ist Vorhang, vor das Allerheiligste gehängt; Schleier, der das Göttlich-Ganze verhüllt. Alles Böse kommt von der Materie, in welche der Gottesgeist gebannt ist. Fällt die Hülle, so ist Gott Alles in Allem. Gott ist das reine, affektlose Sein.

So der Pantheismus. Er ist die Weltanschauung des weitgehendsten Verstehens. Wer die sittlichen Impulse leugnet, beweist nur, daß diese Betrachtung der Dinge für ihn nicht paßt. Sie sind da. Aber der Pantheismus, indem er weit seine Flügel ausspannt und alte Denkformen zertrümmert, schafft auch Raum für die humorvolle Betrachtung der Dinge. Das Leben als göttliche Komödie, alles Vergängliche als Gleichnis — solche Spekulationen kennt die nur-sittliche Welt nicht, aber wer wollte leugnen, daß diese künstlerische Betrachtung berechtigt ist, neben der anderen aufzutreten?

Jathos Wirkung liegt in seiner künstlerischen Kraft. Dieser

Grenzmarken-Korrespondenz Nr. 12

Monats-Ausgabe — Nachdruck erwünscht

Vom „Eindeutschen“ der Dänen in Nordschleswig

Aus einer Hamburger Rede

Was ist das für ein **Deutschbewußtsein,** das man einem Widerstrebenden aufdrängen möchte?! Oder auch seinen Kindern einimpfen?!

Es ist eine schwierige Frage, die ich zu beantworten mich nicht getraue, um die wir aber nicht herumkommen und über die wir uns nicht hinwegsetzen dürfen: Ist es wirklich pädagogisch richtig gehandelt, daß man der Jugend eine nationale Gesinnung anzuerziehen sich bemüht, die die Eltern nicht wünschen, ja bekämpfen? Die Frage muß aufgeworfen werden: Gehören die Kinder in erster Linie den Eltern oder dem Staate? Und spricht das Anerziehen einer bestimmten Geistesrichtung wirklich dafür, daß wir unsre Art innerlich, frei, bewußt als ein hohes Gut erfaßt haben? Ich fürchte, wer Andern sein nationales Empfinden aufdrängen will, dem ist es selbst noch nichts Innerliches geworden, sondern nur eine Art Uniform; und daß er diese Andern anziehen will, ist einem Drang nach Gleichmacherei, nach Schablonisierung entsprossen!

Daß mit solcher Schablonisierung auch in Nordschleswig gearbeitet wird, empfinden viele Deutsche mit mir; ebenso, daß diese Arbeit durch ihre Verbindung mit der Staatsgewalt gefährlich ist. Gefährlich für unsre angestammte Eigenart; dadurch nach meiner Ueberzeugung Preußen selbst schädigend, in dessen Interesse es läge, die ihm angegliederten Stämme möglichst frei in ihrer Eigenart sich entwickeln zu lassen.

. . . Ich wahre den bewußt dänischgesinnten Bewohnern meiner Heimat das Recht, gegen eine Verdeutschung sich zu wehren, die mehr von ihnen fordert als Gehorsam gegen die Gesetze und Kenntnis der deutschen Sprache. Ich halte es erstens für ein Unrecht, für eine Vergewaltigung, mehr zu verlangen, zweitens für eine schädliche Torheit, weil solches Verlangen immer zu einem für das Ansehen des Unternehmers schädlichen Mißerfolg führen muß.

Was ist denn nun aber das Ziel des Deutschtums in Nordschleswig? Ich meine: Zunächst, daß es in seinen Vertretern, einheimischen wie eingewanderten, immer bewußter, innerlicher und kräftiger werde. Daß jeder Deutsche aus der Erkenntnis, auf vorgeschobenem Posten zu stehen, kritischen Blicken mehr als anderswo ausgesetzt, den heiligen Entschluß herausnehme, dem deutschen Namen Ehre zu machen, Achtung zu verschaffen. Wem das viel zu wenig scheint, der hat es noch nicht selbst probiert, weder was das heißt, unter Andersgesinnten sein Deutschtum zu betätigen, noch wie eine feste, aber nicht herausfordernde Haltung die Achtung Andersdenkender erwirbt.

Soll man aber nicht doch das Ziel weiter stecken? Dem Deutschtum Anhänger gewinnen? Soweit der Gegenstand solcher Bestrebungen die bewußt Dänischgesinnten sind, habe ich diese Frage bereits verneint; wir haben aber eine gar nicht kleine Gruppe von Leuten dort in Nordschleswig, der gegenüber ich sie bejahe. Das sind die, die von deutscher wie dänischer Seite her zugleich starke Einflüsse erfahren, in denen deutsches mit dänischem Blute sich mischt, die nicht von vornherein ganz natürlich und entschieden sich einer der beiden Sinnesrichtungen anschließen. **Die für unsre Sache zu gewinnen, haben wir nach meiner Auffassung das Recht und die Pflicht.** Den mit Grund Dänischgesinnten gegenüber aber weiß ich für mich als Deutschen keine andre Aufgabe als Respekt vor ihrer Gesinnung, Schonung ihrer berechtigten kulturellen Eigenart und allerdings, wo es nötig wird, bestimmte Zurückweisung gehässiger Ausfälle, mit dem Ziel, ihnen das Leben innerhalb der deutschen Grenzpfähle so angenehm und förderlich zu machen, daß etwaigen Lostrennungswünschen mehr und mehr der Grund entzogen wird.

— So Pastor Vogel aus Holebüll in einer öffentlichen Versammlung in Hamburg am 8. Mai. Die Reden dieser Versammlung sind gedruckt erschienen unter dem Titel: „Zum Streit um die Nordmark.“ Zu haben bei Reinhard Müller, Hamburg 21.

Die neueste Ausweisung

Aus Nordschleswig

In der Zeit eines halben Jahres sind im Amtsbezirk Bülderup, Kreis Tondern, zwei Ausweisungen dänischer Untertanen vorgekommen, bei denen nicht das Faktum als solches allein, sondern die dabei verwandten Mittel und die damit verknüpften Umstände jeden gerecht denkenden Deutschen betrüben müssen.

Im Herbst vorigen Jahres erscheint der dänische Untertan Christen Jensen Hald beim Ortspastor, um seine Trauung anzumelden. Der Pastor fragt: Haben Sie Niederlassungserlaubnis? und warnt ihn, jenen Schritt ohne diese zu tun. Der Befragte erklärt, er hätte die Erlaubnis von der Behörde noch nicht in Händen, aber der Amtsvorsteher hätte ihm die bestimmte Versicherung gegeben, er würde sie schon bekommen, er könnte sich ruhig verheiraten. Als er sich auf diese Zusage hin ohne Niederlassungserlaubnis verheiratet hatte, wurde er ausgewiesen.

Jetzt ist vor wenigen Tagen ein neuer Ausweisungsfall vorgekommen. Der Arbeiter Hans Chr. Jensen, der in seinem Beruf durch einen Bauunfall Krüppel geworden war — ein Bein ist ihm über dem Knie amputiert — kaufte vor etwa zwei Jahren eine kleine Landstelle in der Kommune Lendemark, Amtsbezirk Bülderup. Seine Anfrage bei dem Amtsvorsteher, ob er nicht aus der Unfallskasse ein künstliches Bein erhalten könnte, wird verneint. Darauf veranstaltet der Ortspastor eine private Einsammlung zu obigem Zweck. Er wird dafür vom Amtsvorsteher mit einer Buße von 30 Mk. belegt. Der Pastor weigert sich zu zahlen und beschwert sich bei dem Amtsgericht in Tondern, welches gegen den Amtsvorsteher entscheidet. Inzwischen bekommt Jensen ein künstliches Bein, und zwar doch gratis aus der Unfallskasse durch Vermittlung des ihn behandelnden Arztes.

Eine Zeitlang wohnt er jetzt ruhig auf seiner Landstelle, die er durch Fleiß und Umsicht sichtlich verbessert trotz der erschwerenden Umstände, bis er im Anfang dieses Jahres ein Gesuch einreicht um Niederlassungserlaubnis im Kreise Tondern. **Er hatte Niederlassungserlaubnis für den Kreis Apenrade bis 1911.** Es war ein formelles Versehen, daß er nicht gleich bei seiner Niederlassung das nötige Gesuch auch für den Kreis Tondern einreichte. Nun werden alle Mittel in Bewegung gesetzt, um ihn aus dem Lande zu schaffen.

Zunächst versucht der Amtsvorsteher ihm das Versprechen abzulocken, freiwillig das Land zu verlassen. Obgleich er immer klar erwidert hat, er würde nicht das Land verlassen außer mit Zwang (was er auch jetzt wieder auf dem Landratsamt bestätigt hat), meldet der Amtsvorsteher an den Landrat, er hätte jenes Versprechen mündlich gegeben. Da H. Chr. Jensen dies nie gegebene Versprechen natürlich nicht hält, wird er **mit dieser Begründung,** er habe sein mündlich dem Amtsvorsteher gegebenes Versprechen nicht gehalten, vom Landrat in Tondern ausgewiesen. Zwei Wochen Frist werden ihm gelassen, um seine Sachen zu regeln. Als diese Frist verstrichen ist, kommt eine zweite Ausweisung mit 48 stündiger Frist.

Warum so harte Maßregeln in beiden Fällen? fragt man unwillkürlich. Nach Gründen, die aus irgendwelchem verkehrten Verhalten beider Männer hergeleitet werden können, späht man vergebens. Beide sind niemandem lästig gefallen, beide haben sich nicht gegen das Gesetz vergangen, beide haben nie teilgenommen an dänischen Bestrebungen. Daß H. Chr. Jensen in puncto alcoholis nicht ganz fest ist, kann doch wohl kaum als ausreichender Grund gelten.

Es können auch im zweiten Falle gegen Jensen keine armenrechtlichen Bedenken geltend gemacht werden. Dem Armenverband in Bülderup kann ja Jensen nie zur Last fallen, da er in Dänemark versorgungsberechtigt ist, was ausdrücklich auf seinem Heimatsschein steht.

Man kann nur einen einzigen Grund finden. Es sollen **Andere** durch diese Ausweisungen getroffen werden. Aus dem neuerbauten Versammlungshaus ertönt dänischer Gesang. Da werden Jugendfeste und Versammlungen aller Art abgehalten. Aber soll nun ein armer Krüppel als Sündenbock ausgesucht werden, auf den die Verfehlungen Anderer abgeladen werden? das heißt nach dem dänischen Sprichwort handeln: for Smed at rette Bager, für den Schmied den Bäcker hinrichten. Es ist töricht zu meinen, daß eine solche Strafe das Verhalten der eingesessenen Dänen ändern sollte.

Was der Ausweisung Jensens eine besonders bittere Schärfe verleiht, ist nicht nur, daß der Ausgewiesene ein Krüppel ist, sondern daß er durch die Ausweisung den jährlichen Bezug einer **Unfallsrente von 400 Mk. verliert,** die ihm eine Bau- und Versicherungsgesellschaft in Hamburg auszahlt. Es ist von einem ziemlich gut informierten deutschen Blatte darauf hingewiesen, daß er in dem dänischen Grenzflecken Vamdrup seine Rente hätte weiterbeziehen können. Das ist wohl richtig. Aber von den 400 Mk. kann er nicht seine Familie in Vamdrup ernähren. Er ist, da er kein Handwerk gelernt hat, auf ländlichen Nebenerwerb angewiesen, wozu im Fleck Vamdrup kaum Gelegenheit ist. Wenn dasselbe Blatt seinen hartnäckigen passiven Widerstand gegen die behördlichen Ausweisungen dänisch-politische Beweggründe unterlegt, so ist das einfach lächerlich. Nein, es sind rein egoistische Motive, die ihn treiben. Sein Kampf ist ein Kampf ums tägliche Brot, um die Bewahrung der Unfallsrente. Hätten die Behörden nur noch ein paar Monate gewartet, bis das neue Reichsversicherungsgesetz in Kraft tritt, so könnte er auch die Rente im Auslande weiterbeziehen. Jetzt ist ihm eine Abfindung von 1200 Mk. angeboten worden, die er ausgeschlagen hat. Sowohl gegen diese Abfindung wie gegen die Ausweisung hat er Beschwerde erhoben und erklärt: wenn das neue Gesetz in Kraft getreten sein werde, wolle er freiwillig das Land verlassen. Die Königliche Regierung in Schleswig hat wie der Landrat entschieden. **Die Sache liegt jetzt bei dem Minister.** Hoffentlich wird dem Manne wenigstens die Gnadenfrist gewährt werden!

Unfähigkeit oder mangelnder Wille nordschleswigsche Verhältnisse zu verstehen

Aus Nordschleswig

Daß Nordschleswig nicht nur auf nationalem, sondern allgemein auf geistigem Gebiet von Dänemark her stark beeinflußt wird, dafür ist die **Innere Mission** Nordschleswigs ein typisches Beispiel. Grundtvig hatte das dänische Volksleben wieder unter die Macht christlichen Geistes gestellt. Wilhelm Beck suchte die Energie christlichen Geistes überall in den Gemeinden zu sammeln und mobil zu machen, ähnlich der deutschen Evangelisationsarbeit. Diese Bewegung erhielt den Namen „Innere Mission" und hat nun in 50-jähriger Tätigkeit das kirchlich-religiöse Leben Dänemarks in starker Weise geprägt. Sie hat sich fortgepflanzt auf nordschleswigsches Gebiet, und auch hier ist die Innere Mission ein bedeutsamer Faktor des kirchlichen Lebens geworden. Geistiger Austausch z. T. durch persönliche Fühlungnahme, mehr aber durch die Erbauungs- und Streitschrift-Literatur hat während der ganzen Zeit bis jetzt bestanden.

Als nun vor kurzem in Dänemark das **50 jährige Jubiläum** der Inneren Mission gefeiert wurde, hat die Nordschleswigsche Innere Mission geglaubt der Festversammlung einen Gruß senden zu müssen unter Hinweis auf die gemeinsamen Lebensanstöße, die der Inneren Mission in Dänemark und hier in Nordschleswig zu Grunde liegen. Dazu läßt das „Apenrader Tageblatt" sich schreiben (übrigens in recht mangelhaftem Deutsch):

„Die Innere Mission in Nordschleswig hat in Anlaß des „Jubiläums der Inneren Mission in Dänemark eine Adresse an „letztere gerichtet, worin die Geistesverwandtschaft dieser beiden Mis-„sionen, sowie des Gründers derselben, Pastor Wilhelm Beck, gedacht „wird. Weiter heißt es, daß das Gepräge der nordschleswigschen „inneren Mission nicht verwischt, sondern vertieft worden ist und dazu „hat die ganze geistige Einwirkung als mitwirkende Ursache von dem „älteren Bruder in Dänemark beigetragen. Bekanntlich sind in der „inneren Mission drüben Religion und Politik eng aneinander ver-„schmolzen, wie solches denn auch im Geiste des Gründers Pastor „Beck lag. Derselbe war seiner politischen Gesinnung nach ein „Deutschenfresser ersten Ranges. Bekannt ist sein Ausspruch einem „deutschen Geistlichen gegenüber, als er ihn nach seiner Gesinnung „fragte. Da er erfuhr, daß er deutsche Gesinnung hatte, sagte er „höchst erbost: »Fy for Satan!« d. h. zu Deutsch: »Pfui Deuwel!«"

Das ist Alles, und das ist so ausgesucht, um die Innere Mission national zu verdächtigen, ohne irgendeinen Versuch, sie zu würdigen in dem, was sie will und leistet. Liegt dazu eine innere Berechtigung vor?

Tatsache ist, daß gerade der Umstand die Innere Mission Dänemarks und Nordschleswigs nie hat zusammenfließen lassen, sondern die selbständige Führung und Entwicklung für Nordschleswig mit sich geführt hat, daß man **hier das nationale Moment ganz unbeachtet ließ** und Deutsch und Dänisch umspannte. Der unverzeihliche Ausspruch Becks, der wohl authentisch und bei seinem überaus temperamentvollen Wesen wohl denkbar ist, ist von uns Nordschleswigern stets als schwerste Entgleisung empfunden worden. Er hat nur weiter in der Richtung gewirkt, die nordschleswigsche Selbständigkeit zu wahren.

An Stelle der nationalen Gleichgültigkeit, die deutscher- wie dänischerseits allmählich als lebensfremd empfunden wurde, ist allmählich hier der Zustand eingetreten, daß jeder Anhänger der Innern Mission national sich betätigt, wie er will, ihre christliche Arbeit aber von allem nationalem Einschlag freigehalten wird. Das ist auf die Dauer auch die einzig mögliche Haltung, die von der Presse verstanden werden müßte. Wo gegen diesen Grundsatz verstoßen wird, hat die Presse gewiß das Recht zu warnen. Bei einer Besprechung wie der obigen kann man sich aber nur fragen, ob das „Apenrader Tageblatt" nicht versteht oder nicht verstehen will. Derartige Berichterstattung ist überaus unvornehm.

Friedhofsrecht in Nordschleswig

Aktenstücke

Apenrade den 3. Mai 1911

An den Kirchenvorstand in Apenrade

Auf die Aufhebung des Polizeiverbotes gegen die Funktion der Freigemeindeprediger (Laien) bei Beerdigungen auf Kirchhöfen sowie die in dieser Veranlassung vom Konsistorium veröffentlichte Mitteilung bezugnehmend erlaubt sich der Unterzeichnete, den hochgeehrten Kirchenvorstand zu ersuchen, in seiner Eigenschaft als Prediger der hiesigen Freigemeinde die liturgische Beerdigung auf dem Kirchhofe verrichten zu dürfen. K. Rosendal, Freigemeindeprediger

Apenrade den 4. Mai 1911

Herrn K. Rosendal, Prediger der Freigemeinde in Apenrade

Auf Ihren Antrag teilen wir Ihnen mit, daß der Apenrader Kirchenvorstand in seiner gestrigen Sitzung beschlossen hat, dem Prediger der Freigemeinde hieselbst die Vornahme von Beerdigungen auf dem Apenrader Kirchhofe in der üblichen liturgischen Form widerruflich zu gestatten. Der Kirchenvorstand M. Bade, Probst

Apenrade den 30. Mai 1911

An den Prediger der Freigemeinde Herrn Rosendal in Apenrade

Das Königliche Konsistorium — Kiel den 27. Mai d. Js. J. Nr. I. 1642 — hat den Beschluß des Apenrader Kirchenvorstands vom 3. Mai d. Js., der dem Prediger der Apenrader Freigemeinde die liturgische Beerdigung widerruflich gestattete, unter Hinweis auf die Konsistorialverfassung vom 10. März 1896, die den Sprechern der grundtvigianischen Freigemeinde das Fungieren auf den Friedhöfen der Landeskirche unter allen Umständen verbietet, für **ungültig** erklärt.

Wir machen dem Prediger der Apenrader Freigemeinde davon Mitteilung, indem wir hinzufügen, daß es hienach also bei der bisherigen Beerdigungspraxis auf dem Kirchhofe verbleiben muß.

Der Kirchenvorstand M. Bade

Niemand, der sich auf einen gemeinchristlichen oder einfach menschlichen Standpunkt stellt, wird die Hartnäckigkeit der Landeskirche in der Friedhoffrage verstehen. Bleibt sie aber dabei, so wird die Ueberführung der Friedhöfe in den Besitz der politischen Gemeinde auf gesetzlichem Wege erstrebt werden müssen.

Literatur

Das vierte Heft des ersten Jahrgangs der **Stimmen aus Nordschleswig** ist erschienen. Es berichtet zunächst der Herausgeber, Pastor Johannes Schmidt in Wodder, die neuesten Vorgänge „aus deutschem und dänischen Lager"; dann nimmt der Reichstagsabgeordnete Dr. med. Leonhart das Wort „zur Alkoholfrage in Nordschleswig"; Rektor Kiesby und Pastor Schmidt handeln höchst interessant über „Volkshochschulen", und Seminaroberlehrer Tränckner berichtet über „Schleswig-Holsteinisches vom Büchertisch." Der Jahrgang (4 Hefte) kostet 3 Mark, das Einzelheft 80 Pfge. Verlag Claußz und Feddersen, Hanau. —

Zum Streit um die Nordmark. Unter diesem Titel ist das Protokoll einer öffentlichen Versammlung erschienen, die am 8. Mai in Hamburg stattgefunden hat. Sie war einberufen von der Ortsgruppe Hamburg des „Vereins für Deutsche Friedensarbeit in der Nordmark", in deren Verlage auch nun die Schrift erscheint. (Vertrieb durch Reinhard Müller, Hamburg 21. Preis 60 Pfg.) Niemand, der sich für unsre Nordmark interessiert, soll diese Verhandlungen ungelesen lassen. **Ueber Ziele und Wege des Deutschtums in Nordschleswig** sprechen hier die nordschleswigschen Pastoren Vogel und Schmidt. Darnach begründet Professor Rade eine Resolution an Reichskanzler und Reichstag wider die preußische Ausweisungspolitik in Nordschleswig. Die Diskussion fügt noch vieles Charakteristische hinzu; insbesondere ist ergreifend, was der Dichter Schlaikjer und Lehrer Dircks an Beispielen arger Vergewaltigung harmloser oder verdienter Personen beibringen. Tatsachen mit Namen und Einzelheiten!

Ausgegeben 1. August 1911. Für die Redaktion verantwortlich Prof. Rade Marburg i. H. Verlag der Christlichen Welt Marburg i. H.
Druck von Heinrich Bauer Marburg i. H.

Mann ist weder dogmatisch noch, wenn ich ihn recht verstehe, in erster Linie sittlich interessiert. Aber das Sittliche erlebt bei ihm seine Auferstehung durch die Kunst und, so geläutert, feiert es seine großen Triumphe. Ich weiß von Einem, der am Gründonnerstag, über den Verrat und Tod des Judas predigend, sagte: „Dieser Selbstmord mußte sein.“ Wenn Judas leben blieb, wenn Judas leben mochte, dann war das Wort von der ewigen Liebe, die in Christo ist, eitel Lüge. Dann Göttliches wende dich! Das Böse hat gesiegt. Dann Teufel, sitze nieder auf dem Thron! Judas ist Weltenlenker nun. Menschheit verzweifle! — Judas mußte sterben, mußte sich selbst entleiben. Ueber den Teufel in Menschengestalt hat selbst Gott keine Gewalt. Seht, das war die große Genugtuung, die größte, die es je gegeben, die Judas seinem Gotte zollte, daß er durch freiwilligen Tod erklärte: „Ich habe übel getan. Gott gebührt die Ehre!“

Natürlich, in der sittlichen Weltordnung kann ein Selbstmord nie gerechtfertigt werden. Aber der Künstler kanns wagen; denn er meints ja nicht „wirklich“, sondern solche Gedanken sind ihm Symbole, durch die er seiner lebendigen, leidenschaftlichen Ethik Ausdruck gibt.

Jatho ist Künstler. Hier darf nicht geredet werden von Ketzergericht; nicht vom Gegensatz der Liberalen und Orthodoxen in erster Linie. Im Falle Jatho haben die Nur-Sittlichen den Künstler-Sittlichen verdrängt.

Sollen wir nicht auch unter ungewohnten Formen die ewigen Quellen sprudeln hören? Paul Neulen

---

Luther, die Schwärmer, Jatho und wir

Karl Jentsch hat in einer Besprechung meiner Streitschrift „Wider die Irrlehre des Oberkirchenrats“ das Problem, das heute die evangelische Kirche in Deutschland bewegt, in einer Weise dargestellt, die unsern Kampf als eine Burleske erscheinen läßt.*)

Ich bin Jentsch dankbar, daß er dabei mein Schriftchen freundlich und höflich behandelt hat. Ich möchte aber seine Entgegnung dazu benutzen, eine Reihe von falschen Voraussetzungen zu beleuchten, die man in diesem Kampfe auch innerhalb unsrer Kirche immer wieder macht, und die ich als falsch empfinde.

1. Die Kirche, um die es sich handelt in diesem Streite, ist nicht eine Privatvereinigung nach Art der amerikanischen und englischen Kirchen. Sie ist vielmehr sachlich noch immer Staatskirche, nur daß sie diesen privilegierten Charakter mit der katholischen Kirche und in etwas mit der jüdischen Gemeinde teilt.

Den Austritt aus ihr, er mag aus noch so ernsten und ehrenhaften Gründen erfolgen, ahndet der Staat mit der Aberkennung der Vollbürgerschaft.

Ein Lehrer, der mit der ernsthaftesten Gewissensbegründung seinen Austritt aus der Kirche anmeldete, wurde kurzerhand und umgehend aus seinem Lehramt entlassen.

Als Egidy seinen Gewissenskampf begann, mußte er seine Entlassung als Militär nehmen.

Zwei Beispiele für unzählige.

Wir haben nur nominelle Religionsfreiheit in Deutschland. Sachlich haben wir sie nicht. Wir haben keine staatlich vollgültige religiöse Gemeinschaft außerhalb der zwei oder drei bevorrechteten Religionsgemeinschaften.

Wenn Jentsch, wie übrigens auch ich, auf bürgerliche Vollwichtigkeit keinen Wert legt, so ist das unsre persönliche Sache, die damit zusammenhängt, daß wir unsern Beruf unabhängig vom aktiven Staatsleben gesucht und gefunden haben. Wir dürfen damit aber nicht das Verständnis für diejenigen verlieren, welche sich ernstlich dadurch beschwert fühlen, daß sie ihre Gewissensfreiheit nur mit dem Opfer der aktiven Teilnahme am Staatsleben erkaufen können, auf das sie vielleicht ihrer Begabung und Erziehung nach den größten Wert legen, — eine Gesinnung, die man doch mindestens nicht tadeln kann.

Wenn Jentsch seine Absetzung in der Ordnung und seine aktive Weiterbeteiligung am Gemeinschaftsleben seiner Kirche nicht eines Kampfes wert fand, so ist das wiederum seine persönliche Entscheidung, die ich (zumal im Rahmen der anders konstruierten katholischen Kirche gedacht) verstehe und ehre. Man kann doch aber unmöglich ernsthaft diejenigen tadeln, welche das Gemeinschaftsleben für ihre Person höher einschätzen und deshalb ihre aktive Weiterbeteiligung daran eines sehr ernsthaften Kampfes wert finden. Ich meine, auch wenn wir uns persönlich anders entscheiden, sind solche Naturen doch unsrer Sympathie und unsres tatkräftigen Eintretens für ihr Recht in hohem Grade würdig.

Und nun ein Mann, der, wie Jatho, nahe an sechzig Jahre alt, dreißig Jahre einer beispiellos erfolgreichen Amtstätigkeit hinter sich hat, und der sich nun sagen lassen soll, daß Alles im Grunde ein Unrecht war und daß er nicht würdig sei, diese Tätigkeit weiter zu führen.

(Und dagegen die nicht kurze Reihe der Spottgeburten aus Dreck ohne Feuer, die im gleichen Alter ihre „reichgesegnete Wirksamkeit“ obrigkeitlich bescheinigt erhalten, obgleich sie nie eine eigene Ueberzeugung hatten!)

2. Eine zweite irrige Voraussetzung, die immer wieder gemacht wird, und die auch Jentsch macht, ist die, daß die evangelische Kirche überhaupt ein Bekenntnis habe, das sich in irgend einer Weise mit den Statuten eines Kegelklubs vergleichen läßt, welche juristisch einwandfrei exekutierbar sind.*) Ich fürchte, da verwechselt er die evangelische mit der katholischen Kirche, und selbst für die wird es bestritten. In der evangelischen Kirche aber steht es so, daß es überhaupt keinen Kirchenlehrer in Deutschland gibt, selbst in der dunkelsten Orthodoxie nicht, der auf den offiziellen Bekenntnissen stünde.

Einer der dreizehn Spruchrichter, der Greifswalder Professor Haußleiter, hielt für bekenntnismäßig nötig, ein reales Herabkommen von Engeln in der Weihnacht anzuerkennen. Er fand es psychologisch rätselhaft, wie man die Weihnachtslieder singen könne ohne eine solche Annahme. Ich glaube, daß er unter seinen orthodoxen Kollegen nicht zweie finden würde, welche ihm darin beistimmen. Aber ich wette, er selbst nimmt weder die „Auferstehung des Fleisches“ noch das „Niedergefahren zur Hölle“ im Sinn des Bekenntnisses an, in dem es steht, und das er nicht nur zu Weihnachten singt, sondern allsonntäglich „bekennt“. Er müßte sich also selber aus der Kirche und seinem Amt hinaussprüchrichten.

Jentsch findet es sehr einfach, hier die rechte Grenze zu ziehen. Er stellt drei Sätze auf, auf Grund deren er selbst sich einen Christen nennt. Diese drei Sätze sind Abstraktionen, die Jentsch sich für seinen persönlichen Gebrauch zurecht gelegt hat. Ich teile weder sie noch die Jathoschen Positionen, erkenne aber beide als berechtigt an.

3. Die dritte irrige Voraussetzung ist, daß es sich überhaupt in der evangelischen Kirche um Lehren und ihre Anerkennung handle. Es handelt sich um das religiöse Leben und seine Ausstrahlungen im Gedanklichen. Das religiöse Leben aber ist für die Mehrzahl Gemeinschaftsleben. Weshalb legt einer überhaupt Gewicht darauf, sich einen Christen zu nennen? fragt Jentsch. Einfach, weil er das religiöse Gemeinschaftsleben nicht missen will.

4. Die vierte irrige Voraussetzung ist, daß es überhaupt möglich sei, daß die lehrhaften oder, wie ich lieber sagen würde, mythischen Ausstrahlungen des religiösen Lebens, unverändert bleiben *können*, wenn alle materiellen sowohl als geistigen Lebensbedingungen rings umher sich gewandelt haben.

Wer beim Wandel aller übrigen Vorstellungen die Glaubenslehren einer geschwundenen Zeit unverändert beibehalten kann, gerade für den müssen sie notwendig etwas Anderes geworden sein, als was sie zu Recht sind: Ausstrahlungen inneren Lebens. Sie müssen ihm pietätvolle Anerkennung mehr oder weniger un-

*) Wiener „Zeit“ vom 2. Juli d. J. Wir können das Jentschische Votum Raumes halber nicht abdrucken. Zum Verständnis der obigen Auseinandersetzungen ist seine Kenntnis nicht nötig. D H

*) Den Kegelklub führte Jentsch ein. D H

verstandener Sätze geworden sein. Ich würde für unrecht halten, ihn darin zu stören. Aber seine Stellungnahme zum Maßstab zu machen für Lebendigere, die eben um ihrer Lebendigkeit willen einen adäquateren Ausdruck zu suchen sich innerlich gezwungen sehen, — das wäre Verbrechen wider das keimende Leben.

5. Damit hängt eine fünfte irrige Voraussetzung zusammen. An der Stelle, wo Jentsch sich einwenden läßt, daß die wirkliche Majorität des Kegelklubs vielleicht garnicht der Meinung derer ist, welche einen hinaussetzen wollen, sondern daß nur ein Schein einer Majorität erzeugt worden ist — im Fall der evangelischen Landeskirche Preußens durch ein groteskes Wahlgesetz — fährt er mit der Frage fort: ob denn die Majorität der Meinung Jathos sei. Aber um diese Frage handelt es sich garnicht. Die Majorität ist der Meinung, daß die Meinung Jathos dasselbe Recht in der Kirche habe als die seiner orthodoxen Gegner, und daß man ihn, falls man seine Meinung falsch findet, widerlegen, aber nicht absetzen soll. Es fällt doch auch keinem Liberalen ein, diejenigen Orthodoxen, die ihrer Meinung nach falsch lehren, zu denunzieren.

In dieser Meinung der Mehrheit spricht sich aber ein sehr richtiger und außerordentlich wertvoller Instinkt aus. Der Instinkt dafür, daß eine Zeit, welche in dem Maße wie die unsrige nach neuem Ausdruck ihres innersten Lebens sucht, selbst starke Irrtümer, die aus lebendigem Suchen hervorgehen, eher vertragen kann, als die bloße Pietätsanerkennung alter Formeln, geschweige das Brottheologentum, das lehrt, was verlangt wird.

6. Die sechste irrige Voraussetzung ist die, eine solche Lehrfreiheit schließe ein, daß man „auch einen Buddhisten oder Mohammedaner, der Versorgung in einem evangelischen Pfarramt erstrebte", dulden müsse. „Will Bonus das?"

Falls diese Frage an mich persönlich gehen soll, so will ich flugs und fröhlich antworten: ich persönlich gern. Ich würde es für eine große Bereicherung unsres religiösen Lebens halten. Besonders durch die Reibungen und den Kampf, den es erzeugen müßte. Denn ein solcher Mohammedaner oder Buddhist müßte doch erst einmal eine Gemeinde für sich zu gewinnen suchen, damit die Voraussetzung zutreffe, um die es sich in diesem Kampfe handelt.

Ich weiß aber meine persönliche Meinung von dem zu scheiden, was nach den Voraussetzungen unsrer Landeskirche, wie sie ist, möglich ist. Und von da aus antworte ich, daß diese Beispiele Schreckmittel sind, um Kinder graulen zu machen. Denn ein Buddhist oder Mohammedaner, der um der „Versorgung in einem evangelischen Pfarramt" willen sich als Christ aufspielt — und das müßte er doch, wenn das Beispiel für unsre Frage einen Sinn haben soll — gehört nicht vor ein Spruchgericht wegen Ueberschreitung von mehr oder weniger willkürlichen Lehrgrenzen, sondern vor den Strafrichter wegen wissentlichen groben Betrugs.

In den ernsthaft möglichen Fällen aber soll es bei dem Lessingschen Beweis des Geistes und der Kraft bleiben.

Nach derjenigen Lehre nämlich, die ich meinerseits als die Grundwahrheit des Christentums auffasse, auf der auch Christus selbst stand und für die er starb, sucht im Menschenleben eine Offenbarung göttlichen Geistes sich ans Licht zu kämpfen. Und damit kommen wir

7. zum eigentlichen Kernpunkt des ganzen Kampfes.

Jentsch zitiert eine Luthersche Derbheit und wendet sie gegen die Anhänger Jathos. Nun pflegen sich Luthersche Derbheiten durch eine so wilde Unerschrockenheit und Schlagkraft auszuzeichnen, daß es immer ein ästhetischer Genuß allerhöchsten Ranges ist, sie anzuhören. Darüber hinaus darf man doch nicht vergessen zu fragen, 1. ob sie schon zu ihrer Zeit berechtigt waren, und gar 2. ob sie es noch vierhundert Jahre später sind.

Die Luthersche Wendung gegen diejenigen, welche sich auf ihre persönliche Ueberzeugung als die Offenbarung des göttlichen Geistes beriefen, und die er Schwärmer nannte, brachte die Reformation zum Stehen.

Sowohl äußerlich als innerlich.

Aeußerlich ging der Protestantismus von da an zurück in Deutschland, nachdem er es im ersten Ansturm beinahe zu einer neuen Volkseinigung gebracht hatte. Es fehlte ihm die selbstständige Begeisterung, die ihr Leben in die Schanze schlägt.

Innerlich erst recht. Statt der großen Fragen der „Schwärmer" das kleinliche Gezänke der geaichten Theologen.

In Deutschland wurden die Schwärmer, Luthers große Feinde und seine allein echten Kinder, gehetzt, verjagt, erwürgt. Aber sie wachten in Holland, England und später Amerika auf. Holland wurde Kulturmacht und Weltmacht, England Kulturmacht und Weltherrscherin, Amerika das Land der unbegrenzten Möglichkeiten und der zähen puritanischen Arbeitskraft. Deutschland verfimpelte derweilen in seinen kleinlichen Lehrtifteleien.

Die Schwärmer in Holland, England, Amerika schufen neue Volkseinigungen auf dem Grunde der Gewissensfreiheit. Sie schufen die moderne Staatsidee und die Menschenrechte. Sie schufen alles das, wovon wir heute leben (auch die Nichtprotestanten). Sie schufen das, was selbst in der Verdünnung, in der es zu uns zurückkam, immer noch stark genug war, im Pietismus diejenige Erregung des deutschen Gemüts zu erwecken, aus der unsre Goethezeit wuchs.

Am Anfang dieser Zeit stand des genialen Mystikers Gottfried Arnold „Unparteiische Kirchen- und Ketzerhistorie", aus deren Lektüre der jugendliche Goethe sich den Mut nahm, „nichts natürlicher" zu finden „als daß er sich wie jeder Mensch seine eigene Religion bilden könne."

Man vergleiche doch die Entwicklung in Deutschland, nachdem Luther „dem heiligen Geiste über die Schnauze gehauen"*) hatte, mit der Entwickelung in den Ländern, wo der Geist der Schwärmer frei gehen durfte. Man vergleiche doch — um etwas recht in die Augen Fallendes zu erwähnen — den feigen Schmalkaldischen Spektakel und das entsetzlich begeisterungs- und ideenlose Hin- und Herzerren im dreißigjährigen Krieg mit dem stolzen Schritt der „schwärmer"ischen Heerscharen Cromwells.

Aus dem Pietismus der Schwärmer, der uns aus diesem Sumpf von Ungeistigkeit heraushalf, entwickelte sich dann durch Hinzutritt lutherischer Lehrhaftigkeit das Gebilde, dessen doktrinäres Spießbürgertum wir Rationalismus nennen. Und darauf flutete die Welle zurück: die alte Orthodoxie gewann durch Verbindung mit dem schwärmerischen Pietismus neue Lebenskraft. Sie verband sich mit dem politischen Konservatismus, welcher die orthodoxe Knechtseligkeitslehre gerade recht für „sein" Volk fand, dem man diese Religion erhalten müsse. Und wir beginnen nun für das Recht des frei gehenden Geistes und gegen die feige Gesinnung des Sichduckens unter äußere Autorität in inneren Angelegenheiten anzukämpfen.

Dies ist die Kirche und Religionsgemeinschaft, in diese Kämpfe verflochten, in ihnen gewachsen, in dieser Entwicklung befindlich, die unsre gemeinsamen Väter allerdings gebaut haben; denn die reine Bekenntniskirche, von der Jentsch berichtet, steht längst nicht mehr, ist eine Fiktion, um uns zu entrechten. Zumal diese Bekenntniskirche schon, als sie bestand, nicht auf sich selbst, sondern auf das Buch verpflichtete, das den Geist verkündigte.

Nein, es handelt sich nicht um die Statuten eines Kegelklubs in diesen Kämpfen, während doch selbst solche Statuten nach der Meinung der jeweiligen Mitglieder revidierbar sind, zumal, wenn kein Mitglied mehr sie innehält.

Arthur Bonus

D. Martin Luthers Briefwechsel

Auf einer Leipziger Auktion ist jüngst ein Lutherbrief um 102 000 Mark verkauft worden. Es war ja ein interessantes Schreiben, vom Reformator auf der Heimkehr von Worms am 28. April 1521 an Karl V. gerichtet, und der Amerikaner Morgan hat dafür einen Preis gezahlt, wie ihn bisher noch kein Luther-Autograph erreicht hat.**) Grisars Lutherbiographie,

*) Dies die von Jentsch herangezogene Luthersche Derbheit. D H

**) Der Brief ist inzwischen nach Zeitungsberichten in den Besitz des deutschen Kaisers übergegangen.

von der der erste Band vor wenigen Wochen erschienen ist, liegt bereits in zweiter Auflage vor. Der Herdersche Verlag hat die Novität geschickt eingeführt, und in der Aera des schwarz-blauen Blocks und der gemeinsamen Weltanschauung haben sich für das Buch gewiß ebensoviel Abnehmer auf protestantischer wie auf katholischer Seite bereit gefunden, sich von dem Innsbrucker Jesuitenpater über das „Lutherproblem" belehren zu lassen. (Vgl. Scheel über Grisar in Nr. 23 d. Bl.)

Ein oberflächlicher Betrachter der Dinge wird daraus folgern mögen, wie groß auch heute noch bei uns das Interesse ist an den Forschungen über die Reformationszeit und an ihren Denkmälern. Und doch ist diese Folgerung irrig.

Es gibt heute wenig Gebiete, auf denen, wer immer sich in die Detailforschung einläßt, sich so vereinsamt fühlt, wie unsere Reformationsgeschichte; der Verein für Reformationsgeschichte, der seit siebenundzwanzig Jahren auf diesem Gebiete arbeitet und in der Osterwoche wieder in Weimar seine Vorstandsitzung hielt, hat trübe Erfahrungen gemacht — und dabei gehen wir dem Jubiläum der Reformation entgegen.

Im vorigen Jahrhundert hat zum Hausapparat eines wissenschaftlich tätigen Theologen die Ausgabe der Luther-Briefe von De Wette und Seidemann gehört; sie ist viel benutzt worden, hat Vielen gute Dienste geleistet.

Im Lutherjahr 1883 hat E. L. Enders in Oberrad bei Frankfurt a. M. damit begonnen, der Erlanger Gesamtausgabe von Luthers Schriften, die als Band 53 bis 56 die deutschen Briefe des Reformators in der Ausgabe von Irmischer enthält, die lateinischen Briefe anzufügen. Der Sammelfleiß, den Enders aufgewendet hat, die Kommentare, die den einzelnen Briefen beigegeben, die Antwortschreiben, die, soweit sie sich erhalten, noch eingefügt sind, haben dieser Bearbeitung einen hervorragenden Wert verliehen; Enders hat zehn Bände bearbeitet, dann ist G. Kawerau in seine Stelle eingetreten, der vor kurzem den dreizehnten Band (bis 1541 reichend) veröffentlicht hat. Es ist in der Natur der Sache begründet, daß ein solches Werk nur langsam weitergeführt werden kann; der Band kostet broschiert 3 Mark; also Keiner darf sich beklagen, daß die Ausgabe zu teuer wäre. Und dabei hat die Verlagshandlung ganze 180 Subskribenten! Von diesen 180 Exemplaren geht eine Anzahl nach dem Ausland, vielleicht ein Drittel oder mehr in öffentliche Bibliotheken und an theologische Institute, es folgen dann Privatbibliotheken von Dozenten der Theologie und der Geschichte; wie kümmerlich klein wird dann aber die Zahl der Exemplare, die ihren Weg in das deutsche evangelische Pfarrhaus nehmen.*)

Bei unsren Antiquaren stößt man ab und zu aus Beständen ehemaliger Kirchenbibliotheken auf die Erstlingsausgabe der Lutherbriefe von Johann Aurifaber und auf des alten Johann Mathesius Historien von des Hochwürdigen Mannes Gottes Doctors Martin Luthers Leben; sie haben einst reichlich Leser gefunden, das sieht man diesen Büchern an. Wie oft aber mag es heute vorkommen, daß junge Theologen das erste und wohl auch das zweite Examen ablegen, und noch nie eine Ausgabe jener ältesten und unmittelbarsten Lutherbiographie zur Hand genommen haben. Nicht Schriften über die Reformationszeit, sondern Schriften aus der Reformationszeit lehren uns das Sinnen und Denken jener großen Zeit verstehen!

Gründlichere historische Ausbildung ist es, die man unserm theologischen Nachwuchs wünschen möchte. Wie manchmal kann man doch bei Erörterung historischer Fragen, denen näher zu treten für die Allermeisten nur in den paar Universitätsjahren Gelegenheit geboten wird, die Aeußerung hören: Was tue ich damit, ich will ja Pfarrer werden. In den Zeiten, da Kirche und Schule in engerer Verbindung standen, da die Mehrzahl der Theologen wenigstens zeitweise im Schulamt tätig sein mußten, ist für gediegeneres Wissen gesorgt worden, als in der Gegenwart.

Die Lokalforschung auf dem Gebiet der Reformationsgeschichte ist noch lange nicht beendet, und gerade hierfür müßten unter dem theologischen Nachwuchs neue Mitarbeiter gewonnen werden. Es kommt unserer evangelischen Kirche als Ganzes zu gut, wenn dabei das Studium der Lutherbriefe neu auflebt. Für die Reformatoren überhaupt und insbesondere auch für die Lutherbriefe, kann man die Mahnung nicht dringend genug dem gegenwärtigen Geschlecht einprägen:

Wir wollen weniger erhoben Und fleißiger gelesen sein.

Rudolf Weil

*) Von Band 12 an steht auf dem Titelblatt: Leipzig, Verein für Reformationsgeschichte, durch Rudolf Haupt. Das heißt: der Calwer Verlag hat sich nicht getraut, den Briefwechsel fortzusetzen.

Nachwort des Herausgebers. Ich stimme von Herzen ein in den Preis der Tüchtigkeit und Unentbehrlichkeit dieses „Briefwechsels". Man sollte sich mindestens in Theologenkreisen mit den vielen „Lutherbriefen in Auswahl", die jetzt erscheinen, nicht begnügen. Aber es darf doch auch nicht verschwiegen werden, daß diese ganze Ausgabe von Geburt an einen großen Fehler hat: eben den, daß sie die deutschen Briefe des Reformators in der Erlanger Ausgabe voraussetzt. So bietet sie nichts Ganzes, Vollkommenes. Man muß mit zwei nach Erscheinung und Wert völlig verschiedenen Ausgaben arbeiten. Grund dieser Anlage war gewiß einzig die Rücksicht auf die allgemeine pauvreté. Hätte doch schon damals der Verein für Reformationsgeschichte eingegriffen! Gewiß, wir werden ja die Briefe in der Weimarer Ausgabe bekommen. Aber wie handlich ist doch wiederum der Enders-Kawerausche „Briefwechsel"! Und wie bleibend wertvoll und unentbehrlich durch seine Anmerkungen, durch die Beigabe der Briefe an Luther.

R

Verschiedenes

Israel Hartmann. Ein Schulmeisterleben aus dem achtzehnten Jahrhundert. Gezeichnet von A. Bertsch, evangelischem Hausgeistlichen am K. Zuchthaus Ludwigsburg. Stuttgart, Verlag der Evangelischen Gesellschaft 1910. 127 S. Gebunden 1,50 Mk.

Israel Hartmann (1725—1806) war den weitaus größten Teil seines Lebens hindurch Waisenschullehrer in Ludwigsburg an dem mit dem Zucht- und Arbeitshaus verbundenen Waisenhaus. Von der seiner Richtung, dem Pietismus, eigenen Enge und Gesetzlichkeit, von der Neigung, das Leben mit Gott verzwingen zu wollen und es mit dem jeweiligen eigenen Erkenntnisstand zu identifizieren, hat er sich allmählich zu einer inneren Verfassung entwickelt, die Lavater schreiben läßt: „Wenn jetzt Christus als Mensch unter uns wandelte, so würde Er den Israel Hartmann zum Apostel wählen." Mit Lavater besonders, ferner mit Jung Stilling und J. J. Moser, aber auch mit anderen bedeutenden Persönlichkeiten, darunter solchen, die nicht seines Geistes waren, wie Goethe, verknüpfen ihn oft fruchtbare, immer aber interessante Beziehungen. Daß er „den reineren Gesinnungen des Christentums näher kam", verdankt er namentlich Lavater. Mit diesem aber wird er dadurch bekannt, daß er ihn um Rat fragt wegen seines genialen Sohnes David, der sich aufbäumt gegen die väterliche Enge und gegen die damals in den Klosterschulen und im Stift, wie im Land überhaupt, herrschende Tyrannei. Vater und Sohn, an Kraft des Willens und Tiefe des Gemüts einander ähnlich, aber der eine im Pietismus, der andere in den schönen Wissenschaften als dem Morgenrot einer neuen Zeit lebend, prallen hart aufeinander und sind nahe daran, die Liebe zu einander zu verlieren. Da wird Lavater das Mittel, daß sie sich wieder finden. Bald darauf stirbt der frühgereifte hochbegabte Sohn als Professor in Mitau in Kurland. Rein menschlich betrachtet haben wir hier aus dem achtzehnten Jahrhundert ein packendes Abbild erschütternder Kämpfe, wie sie bis auf diesen Tag in pietistischen Familien zwischen Vätern und Kindern durchgefochten werden, nicht immer, aber doch auch nicht selten mit dem Ergebnis, daß beide Teile an Kraft und Erkenntnis gestärkt aus ihnen hervorgehen. Weiterhin aber darf man die Darstellung unbedenklich als einen Beitrag zur württembergischen und auch zur deutschen Kulturgeschichte bezeichnen. Sie wäre das in noch höherem Grade, wenn der Verlag es dem Verfasser ermöglicht hätte, die anscheinend in reicher Menge vorhandenen Aufzeichnungen, darunter ungedruckte Briefe von Lavater und Jung-Stilling, noch ausgiebiger zum Wort kommen zu lassen. Man stößt nicht allzuoft auf Bücher, von denen man lebhaft bedauert, daß sie zu kurz geraten sind. Ein solches ist diese höchst gehaltvolle Lebensskizze eines ungewöhnlichen, der Oeffentlichkeit bisher nicht bekannten und erst durch den Verfasser entdeckten Mannes. Möge sie sich zu einer eigentlichen Biographie erweitern, die ihr Maß weniger an den Bedürfnissen eines allgemein verständlichen Erbauungsbuches nimmt, als an der Bedeutung des Gegenstandes und an der Geschichte des Geistes und der Religion im achtzehnten Jahrhundert.

Otto Wilhelm

Leo Tolstoi. Von Lic. Dr. Rudolf Meincke, Pastor zu St. Nicolai in Hamburg. Eine Charakteristik seines Lebenswerkes. Hamburg, Otto Meißners Verlag 1911. 47 S. 1 Mk.

Meincke hat seiner Charakteristik des Russen Maxim Gorki soeben eine ähnlich geartete kurze Würdigung Tolstois folgen lassen, und dieselben Vorzüge, wie jener ersten Schrift, sind auch dieser nachzu-

rühmen: verständnisvolle Würdigung unter gleichzeitiger kritischer Hervorhebung der Schwächen der großen Persönlichkeit, die den Verfasser zu seiner Arbeit gelockt hat. Tolstoi ist eine in viel ausschließlicherem Sinne religiöse Persönlichkeit, als Gorki, bei dem das Religiöse mehr im Unterbewußtsein vorhanden ist. Sehr richtig weist Meincke zur Erklärung des Tolstoischen „religiösen Anarchismus“ auf die besondere Ausprägung von Kirche und Staat in Rußland hin. „Die Auflösung des Staatswesens“, schreibt Meincke, „erscheint ihm nun geradezu Christenpflicht zu sein. Der Ausdruck christlicher Staat kommt ihm ebenso widersinnig vor, wie der Ausdruck warmes oder glühendes Eis.“ Wer wie Tolstoi als praktische Erfahrung des Staatsgedankens nur den russischen Staat vor sich hatte, dem der Begriff der Rechtgläubigkeit oft genug nur eines der vielen polizeilichen und politischen Vergewaltigungsmittel gewesen ist, die weltliche Autorität aufrecht zu erhalten, der kann folgerichtiger Weise zu der Ueberzeugung kommen, daß der Staat das Antichristentum sei. „Der Patriotismus in seiner einfachsten, klarsten und unzweifelhaftesten Bedeutung ist nichts Anderes als ein Mittel der Herrschenden, ihren Ehrgeiz und ihre Wünsche zu befriedigen; für die Beherrschten bedeutet er die Verzichtleistung auf menschliche Würde und Vernunft, auf eigenes Selbstbewußtsein, und sklavische Unterjochung durch die Machthaber.“ So Tolstoi. Meincke erkennt demgegenüber an, daß es Tolstoi leidenschaftlicher Ernst war mit dem Versuch der Nachfolge Christi; aber er findet das treffende Wort der Kritik an dem lebensverneinenden undurchführbaren Asketismus, unter dessen Bilde die Lehre Jesu Tolstoi erschien, indem er auf Richard Rothe hinweist, der die Vaterlandsliebe als christliche Tugend verstanden und gepriesen hat. Wie weit, schreibt Meincke, hat Tolstoi sich in seiner Lebensauffassung entfernt von Fichte (den er mit Eifer studierte und verehrte), dem glühenden Vaterlandsfreunde, der im Staate, ebenso wie einst Sokrates, das größte Kunstwerk des menschlichen Geistes anerkannte!

Bei all dieser Kritik trifft aber Meincke den Kern des Verständnisses für die Persönlichkeit Tolstois, wenn er sagt: das Wesentliche und überall wieder Hervorleuchtende in sämtlichen Tolstoischen Schriften sei die unumstößliche Wahrheit, daß die Religion nicht Lehre, sondern Leben in der Liebe ist . . . Die Religion war Tolstoi tatsächlich die Alles bewegende Kraft. Die Religion besitzt nach seiner Erkenntnis zugleich die Eigenschaft, zu keimen, sich zu entwickeln, immer aufs neue wiederaufzuleben in stets vollenderer Form. „Der russische Prophet suchte in einem hellgeschauten Ideale nach einer Frömmigkeit, in der sich alle wahrhaftigen Gotteskinder auf Erden zusammenfinden könnten aus allen religiösen Gemeinschaften zu einem ewigen Friedensbunde.“

Paul Rohrbach

Der Religionsunterricht im Dienste der Erziehung innerhalb der religiösen Gemeinschaft. Von Heinrich Matthes. Göttingen, Vandenhoeck und Ruprecht 1910. 84 S. 1,80 Mk.

Alle, die sich für das wichtige Gebiet des evangelischen Religionsunterrichts interessieren, möchte ich mit allem Nachdruck auf dieses kleine Schriftchen von Professor Lic. Heinrich Matthes aufmerksam machen. Der Titel gibt die Grundstellung des Verfassers an: im Boden der religiösen Gemeinschaft hat der Religionsunterricht zu wurzeln und zur Teilnahme an unsrer religiösen Gemeinschaft hat er zu erziehen. Ein sehr wichtiger und richtiger Gesichtspunkt, der sich auch in sofern bewährt, als der starke Radikalismus, der in manchen Lehrerkreisen immer offener betreffs des Religionsunterrichts laut wird, darin seinen Grund hat, daß diese radikalen Elemente nicht in unsrem evangelischen Gemeindeleben wurzeln, den Zusammenhang mit unsrer Kirche ganz verloren haben und nun den Religionsunterricht von einem ganz einseitig individualistischen Standpunkt aus beurteilen. Heinrich Matthes steht bewußt auf dem Boden unsres Gemeindelebens und damit hat er den richtigen Standort für diese wichtige Frage inne, zu der zu reden ihn als Seminaroberlehrer in Darmstadt auch eine reiche praktische Erfahrung und eine gründliche theologische wie pädagogische Bildung geschickt macht. Das ganze Schriftchen ist auf den Ton der Reform gestimmt. Reform der Lehrpläne, Reform der Lehrbücher, Reform der Methode, Reform der Aufsicht des Religionsunterrichts. Ich kann diesen besonnenen Vorschlägen in weitestem Maße zustimmen. Um nur einen Punkt herauszuheben, nämlich das, was Matthes über die Aufsichtsfrage sagt! Wie recht hat er, wenn er einen neuen Geist der Visitation wünscht: nicht Kontrolle, ob das vorgeschriebene Pensum auch sitzt, sondern Beratung, Anregung, Zielweisung. Dazu gehören aber Fachleute, die im Religionsunterricht theoretisch und praktisch erfahren und imstande sind, auf methodische Fortschritte aufmerksam zu machen. Wie recht hat Matthes, wenn er fordert, daß die Lehrerschaft selbst sich zu gegenseitiger Anregung und Förderung zusammenschließe, denn wie die Kirche nie gehoben worden ist durch Beaufsichtigung der Pfarrer, sondern durch Neubelebung aus den Pfarrerskreisen selbst, so ists auch auf diesem Gebiet genau ebenso. Wertvoll ist mir auch, was Matthes über den Katechismus und seine Behandlung sagt. Ich bin mit ihm durchaus einig, wenn er für Beibehaltung dieses Büchleins im Religionsunterricht eintritt und die Gründe, die er vorbringt, leuchten durchaus ein. Was er über die Methode sagt, nämlich nicht selbständiger Katechismusunterricht, sondern Verknüpfung mit dem historischen Stoff, wird immer neuer Erwägung wert sein. Jedenfalls soll man dieser Methode den Weg frei lassen, sich zu erproben. Erfreulicherweise ist darin der Lehrplan für die höheren Mädchenschulen Preußens in seinen Ausführungsbestimmungen bahnbrechend vorangegangen. — Was an dem Schriftchen so erfreulich ist, das ist nicht allein der Geist, der das Ganze durchdringt, sondern auch die Selbständigkeit der Auffassung und die Sicherheit und Zuversicht, mit der sie vertreten wird. Mehr solche Schriften, oder besser: mehr solche Männer, und wir kommen vorwärts.

Paul Drews

Forschungen zur Lebensordnung der Gesellschaft Jesu im sechszehnten Jahrhundert. Erstes Stück: Ordensangehörige und Externe. Von Dr. phil. Hermann Stoeckius. München, C. H. Beck 1910. 57 S. 2 Mk.

Mit dieser Arbeit zur Geschichte des Jesuitenordens beginnt der Verfasser eine Reihe von Studien, die geeignet sind, ganz neues Licht über diesen wichtigsten Orden der katholischen Kirche zu verbreiten. Nicht um die äußere Geschichte der weitverzweigten jesuitischen Mission handelt es sich, auch nicht um die Psychologie des Ordensstiftes, Ignaz von Loyola, nein, Stoeckius stellt sich die Aufgabe, einen Einblick in das innere Leben der Jesuitenhäuser zu gewähren, er will damit bekannt machen, wie denn nun in praxi sich das Leben und Treiben dort gestaltete, wer aufgenommen wurde, wie man lebte, und dergleichen, mit einem Worte in die unmittelbare Tatsächlichkeit des kulturellen Lebens der Jesuiten führt er ein. Und dieser praktische Griff des Ganzen wird sich glänzend bewähren; was nützt uns die Kenntnis von Ordensstatuten, Unterrichtsplänen, Disziplinarverfügungen? Sie bleiben doch nur tote Theorie gegenüber dem tatsächlichen Leben! Nur nach den Lehrbestimmungen sich ein Bild einer religiösen Gemeinschaft zu machen, ist verfehlt, unsere ganze Betrachtung des Katholizismus leidet darunter, weil wir zu wenig das katholische Leben, voran die katholische Frömmigkeit kennen. So ist der von Stoeckius gewählte Gesichtspunkt sehr glücklich, er wird der religiösen Volkskunde und der Religionspsychologie dankenswerte Handreichung tun, zumal der Verfasser über eine gründliche Arbeitsmethode, exakte Exegese der lateinischen, spanischen, deutschen Quellen verfügt und mit sichtlicher Liebe an den oft spröden Stoff herantritt. Das vorliegende Heft hält sich noch an der Peripherie, es schildert den Unterschied zwischen Internen und Externen in den Ordenshäusern, man ist aber überrascht, wie tiefgreifend diese Differenzierung wirkt. Nicht nur, daß falsche Interpretationen der Ordensverfügungen richtig gestellt werden: der persönliche Verkehr zwischen Ordensangehörigen und Externen, der briefliche Austausch mit den Angehörigen, die Tischgemeinschaft, das Leben und Treiben auf dem Schulhofe und dergleichen wird behandelt, stets fesselnd, man ist „drin“ im Ordenshause und sieht, wie es zugeht. Weitere Studien sollen „das gesellschaftliche Leben im Ordenshause“, die „Pflege der Hygiene“, „die Kost“ und „die Kleidung“ behandeln; sind sie vollendet, so werden wir eine Kulturgeschichte des Jesuitenordens vor uns haben von hoher Bedeutung für das Verständnis dieser Gemeinschaft und der Gesamtkirchengeschichte. Es ist ein Geist, der durch das Ganze weht; vielleicht läßt Verfasser ihn in den nächsten Heften noch schärfer sich herausheben, indem er Vergleiche mit den anderen Orden der katholischen Kirche anstellt.

W. Köhler

Ein Druckfehler. In ihrer Nr. 323 vom 13. Juli schrieb die Kreuzzeitung in einem für alle kirchlichen Kreise sehr interessanten Leitartikel: es hätten sich in der christlichen Welt schon Stimmen hervorgewagt, „die offen den alten Bibelglauben für überwunden und daher unberechtigt und den Materialismus in der evangelischen Kirche als allein berechtigt proklamieren durften“. Gegen diese Feststellung protestierte ich in unsrer Nr. 29, ehrlich überzeugt, daß jedenfalls die Zeitschrift „Christliche Welt“ damit nicht gemeint sein könne. Nun erklärt in ihrer Nr. 343 vom 25. Juli (es hat lange gedauert) die Kreuzzeitung das Wort Materialismus für einen Druckfehler; es sollte heißen Modernismus! Ja darauf sind wir nicht gekommen, aber nur so gewinnt in der Tat der Satz der Kreuzzeitung Sinn. Zum Belege des berichtigten Satzes verweist die Kreuzzeitung auf den in unserm Blatte (denn das war wirklich gemeint!) in Nr. 35 v. J. erschienenen Artikel: „Sind wir nicht zu tolerant?“ Das kann ich ihr nun nicht verdenken. Statt der öden Formel der Gleichberechtigung (öde unter dem Gesichtspunkte der Einen Wahrheit) war hier einmal kräftig gesagt, daß wir unsre „neuere“ Theologie doch nur darum haben, „weil wir in der Orthodoxie eine irrige und unwahre, das Christentum verfälschende Lehre erkennen“ usw. Das wird man wohl einmal sagen können und müssen. Aber die Kreuzzeitung weiß ganz genau, daß wir darum für unsre Altgläubigen noch kein Ketzergericht eröffnen. Sie weiß es insbesondre auch aus der sehr ernsten jüngsten Kundgebung unsers Kreises, die ich ihr sofort direkt zugeschickt habe, deren Wortlaut sie aber (eine Ausnahme unter den deutschen Zeitungen) bisher ihren Lesern vorenthalten hat. Sie weiß, daß die „tiefe Beunruhigung aufrichtig altgläubiger Kreise“ in unsrer Kirche auch uns beunruhigt und daß wir auf Mittel und Wege sinnen, ihnen zu Hilfe zu kommen. Ob das so angeht, ist gleichgültig, wenn es sich um ein Zeugnis unsrer Gesinnung handelt. Und auch in dem von der Kreuzzeitung zitierten Artikel unsrer Nr. 35 v. J. steht der Satz, vor dem freilich ihr Zitat abbricht: „Unsre Stellung zur Orthodoxie kann vielmehr nur die sein, daß wir unserseits diese Richtung allenfalls als eine in der Kirche zu duldende ansehen. Nämlich dann, wenn sie bei dem, was sie Besonderes und Irriges lehrt, doch immer den Hauptnachdruck mit uns auf wahres Glauben und Leben legt, in dem Vertrauen auf Gottes Liebe und Gnade, in der innern Abkehr von der Welt der Sinnlichkeit, in dem ernsten Gehorsam gegen Gottes Willen, in der Nachfolge Christi in Geduld und Treue, Wahrhaftigkeit, Demut und Liebe, und wenn sie dabei in der Tat ihre besonderen Meinungen als Nebendinge behandeln wollte.“ Ich meine, diese Vorschläge für ein ferneres Zusammenleben in der Kirche wären aller Achtung und Beachtung wert.

Da wir einmal mit der Kreuzzeitung verhandeln, ist es uns Pflicht ihr zu sagen, daß sie in ihrer jüngsten Kirchlichen Vierteljahrsrundschau nicht loyal verfahren ist. Sie will da (Nr. 344 Abend) folgenden Satz durch ein Beispiel belegen: „Die Unfruchtbarkeit des Liberalismus erhellt am deutlichsten, wenn man einmal die Gottesdienste seiner berühmten Führer aufsucht und ihre Kollektenerträge mit denen in den positiven Gemeinden vergleicht." Und welches Beispiel wählt sie, einzig und allein? Die Kollekte für die — Berliner Stadtmission. Also für eine Einrichtung, die eigens und ausdrücklich zur Bekämpfung des kirchlichen Liberalismus in Berlin mit gegründet ist! Gewiß, die Stadtmission leistet auch Andres, und ich bin durchaus nicht willens, sie nur unter diesem Zweck zu beurteilen. Aber daß liberale Kirchgemeinden für die Berliner Stadtmission nichts übrig haben, daß liberale Pastoren, deren Leben voll ist von bitteren Erinnerungen an diese Institution, diese Kollekte nicht eben empfehlen, das ist so menschlich verständlich wie irgend etwas in der Welt. Wie hoch belaufen sich denn übrigens die Kollekten in „positiven" Gemeinden für den Allgemeinen Evangelisch-Protestantischen Missionsverein? (Wenn in Berlin solche nicht vorkommen, dann anderswo.) Wenn sie wenig oder gar nichts eintrügen, würde man einen Beweis für die Unfruchtbarkeit des kirchlichen Positivismus daraus entnehmen können? Wollte der Rundschauer der Kreuzzeitung loyal verfahren, so mußte er eine Uebersicht geben von dem Verhältnis sämtlicher Jahreskollekten in beiden Lagern. Möglich, daß dann der „Liberalismus" tatsächlich schlechter abschneidet, aber man hat doch ein wahres Bild. Und das würde uns wirklich interessieren.
R

Kleine Mitteilungen. Von Hackmann liegen zwei Artikel vor, der letzte Brief kam aus Mittelchina: Pinghsiang in der Provinz Kiangsi. Diese Artikel müssen warten, bis Ottos Tagebuchblätter aus Marokko zu Ende sind, die noch ihre Fortsetzung finden. In dem letzten Stück verbessere man: Sp. 706 Bismillahi, 708 Z. 12 Königleben, Z. 27 Aschkenasim, Z. 32 Kopfnicken, 709 Z. 16 v. u. Quartiere (für Grundlinien), 710 Z. 12 v. u. dem Trachten nach der Kommunion.

Von Jatho-Literatur ging uns zu: Göhre im 15. Heft der Sozialistischen Monatshefte; das Protokoll der Berliner Versammlung in der Neuen Welt am 3. Juli unter dem Titel: Berichterstattung über die Absetzung des Pfarrers Jatho, mit Reden von Schrader, Jatho, Baumgarten, Max Fischer und Traub (Protestantischer Schriftenvertrieb, Schöneberg, 25 Pfg.); und eine „Kanzelrede" von Fritz Philippi: Gibt es eine richterliche Instanz in Glaubensdingen? Wiesbaden, Heinrich Staadt, 40 Pfg.

Es wird wenig Pfarrer geben, die lebendig drinstehen in ihrer Zeit und in ihrer Gemeinde, die jetzt nicht eine Jatho-Predigt gehalten haben. Dem Pfarrer Kraatz in Charlottenburg hat dies den Exodus seiner Soldaten aus dem Gottesdienste mitten während der Predigt zugezogen. Wenn es sich nicht an diesem Orte zugetragen hätte und eine unerhörte Störung der Andacht bedeutete, würden wir sagen: Das Satyrspiel nach der Tragödie! Das Beste darüber lasen wir von dem einstigen Pfarrer Martin Wenck im Berliner Börsen-Courier Nr. 345. Die Begebenheit mutet uns so phantastisch an, daß wir zum mindesten die Predigt erst selber gelesen haben möchten, ehe wir unser Urteil abschließen.

In Tübingen sprach aus Anlaß des Falles Jatho Schrempf und charakterisierte die Stellung der heutigen Kirche, Theologie und Pfarrerschaft zum Bekenntnis als Prostitution. Das Gleichnis ist weder schön, noch gut, noch neu. Fast die ganze theologische Fakultät trat ihm entgegen, aber er nahm nichts zurück. So schlagen die Wellen weiter. Aber Schrempf ist zu sehr ein ens sui generis (deutsch: ein Mann von eigner Art), als daß er erwarten dürfte, daß die Nöte, auf die er mit Recht den Finger legt, von Andern genau eben so gesehen, empfunden und gelöst würden wie von ihm. — Scheel hat im Stuttgarter Neuen Tageblatt 171 einen lesenswerten Artikel darüber geschrieben. Schrempf hat in 172 darauf geantwortet.
R

Verantwortlicher Herausgeber Prof. D. Rade in Marburg i. H.

Anzeigen

Freunde der Christlichen Welt

Altona. Freunde der Christlichen Welt in Südholstein. Montag 7. August 4 Uhr im Kaiserhof: Caesarologie und Christologie. Pastor Petersen-Ottensen.

Cassel. Montag 7. August 8 1/2 Uhr im Evangelischen Vereinshaus: Die Bedeutung des Falles Jatho. Professor Hüpeden.

Chronik der Christlichen Welt
J. C. B. Mohr, Tübingen

Nr. 30. Deutsch-österreichischer Protestantentag — Soziale Lage und Nachkommenschaft — Das Urteil gegen Jatho — Preßstimmen zur Absetzung Jathos (Schluß) — Verschiedenes: Synode Lennep; Aus Rumänien; Johannes Müller; Sechs Jahre Kampf um eine Leiche

Cand. phil. aus sehr guter Familie, der schon vielfach in ersten Häusern als Hauslehrer und Repetitor erfolgreich tätig gewesen ist, sucht sofort ähnliche Stellung.
Gefällige Offerten an **Wilhelm Ripke,** Karlstrasse 1a, **Heidelberg.**

Suche für meine Schwester, 25 jährig, Pastorentochter, im Haushalt bewandert, musikalisch (Klavier bei Stern in Berlin ausgebildet) Stellung als Gesellschafterin oder dgl. in guter Familie, auch Ausland. Angebote bitte unter W A an den Verlag.

Sofort. Vikar für **Pilsen** gesucht. Gebildete übersichtliche Stadtgemeinde. Landschaftlich schöne Diaspora (Böhmerwald). Gehalt 2000 Mk. **Deutsch-evangelisches Pfarramt**

Junger Engländer, 17 Jahre alt, möchte vom 12. August bis 16. September in deutscher Familie, auf dem Land, in guter Luft verbringen zum Deutschlernen. Bescheidene Bedingungen erwünscht. Angebote möglichst schnell erbeten unter C F an den Verlag.

Hauslehrer- oder **Reisebegleiter-**Stelle wünscht Dr. phil, Lehramtskandidat, für die Monate August und September anzunehmen. Angebote unter **K. F. 55** an den Verlag.

Universität Jena
Vorlesungsverzeichnis versendet kostenlos
Universitätsamt.

Harmoniums
beste Fabrikate · 6 M. monatlich
Catalog gratis.
E. Roggenbauch
STUTTGART.

Bad Nauheim
Haus Kling Karlstr. 44
Möblierte Zimmer mit und ohne Pension für Kurgäste. Ruhige, freie Lage, Garten. Mäßige Preise.
Frau Ober-Postassistent **Kling**

Drucksachen für Familien- und amtliche Zwecke sowie Werkdruck jeder Art liefert in tadelloser Ausführung zu mässigen Preisen
Buchdruckerei Heinr. Bauer in Marburg a. L.

Erklärung

Die Entscheidung des Spruchkollegiums im Fall Jatho hat gleich bei der ersten Handlung dieses Gerichts alle die großen Gefahren beleuchtet, die mit dieser Institution verbunden sind. Statt auf die christliche Persönlichkeit, auf die praktische Leistung und Tüchtigkeit ist alles Gewicht allein auf die Lehre gelegt worden. Daraus erwächst für den deutschen Protestantismus die Gefahr, daß überall die Neigung verstärkt werde, nicht auf das Leben im Geist Jesu Christi, sondern auf eine in ihren Maßstäben nicht klar bestimmte Rechtgläubigkeit den Nachdruck zu legen.

Wir akademischen Lehrer fühlen uns verpflichtet, noch auf eine besondere Gefahr warnend hinzuweisen. Unserer studierenden, noch in der Entwicklung begriffenen theologischen Jugend muß ein solches Verfahren die Unbefangenheit des wissenschaftlichen Studiums nehmen und die Freudigkeit zum künftigen praktischen Amt trüben. Uns aber wird die akademische Aufgabe erschwert, die auf Pflege ernster christlicher Gesinnung in voller Ehrlichkeit und Wahrheit gerichtet sein muß, wenn sie einen innern Wert und ein Daseinsrecht an den Universitäten behaupten soll. Entstünde auch nur von ferne der Anschein, daß unsere Fakultäten Seminare für kirchlich gebundenen Unterricht seien, so hätten sie ihre Stellung im Organismus der deutschen Universitäten verwirkt und müßten aufgehoben werden. Indem wir so auf die unabsehbaren Folgen der Erschütterung des auf ständige Fühlungnahme zwischen Glauben und Wissenschaft angewiesenen Protestantismus hindeuten, sprechen wir unterzeichneten akademischen Lehrer die Hoffnung aus, daß das Spruchkollegium in den Formen seiner bisherigen Wirksamkeit weiterhin nicht mehr in Tätigkeit treten wird.

Anrich (Straßburg) — Baldensperger (Gießen) — Bauer (Heidelberg) — Baumgarten (Kiel) — Bousset (Göttingen) — Budde (Marburg) — Eichhorn (Kiel) — Eck (Gießen) — Ficker (Straßburg) — Grafe (Bonn) — Gregory (Leipzig) — Greßmann (Berlin) — Gunkel (Gießen) — Guthe (Leipzig) — Heitmüller (Marburg) — Herrmann (Marburg) — Jülicher (Marburg) — Krüger (Gießen) — Küchler (Straßburg) — Lobstein (Straßburg) — Meinhold (Bonn) — Müller (Tübingen) — Nowack (Straßburg) — Rade (Marburg) — Runze (Berlin) — Scheel (Tübingen) — Schmidt (Berlin) — Sell (Bonn) — Simons (Berlin) — Smend (Straßburg) — v. Soden (Berlin) — Spitta (Straßburg) — Troeltsch (Heidelberg) — Volz (Tübingen) — Weinel (Jena) — Weiß (Heidelberg) — Wobbermin (Breslau)

Auf nach Wernigerode am Harz

zur 21. allgemeinen Deutschen Christlichen Studenten-Konferenz vom 4.—8. August 1911

Freitag, den 4. August abends 8 1/2 Uhr Eröffnungsversammlung.

Sonnabend, den 5. August morgens 9 Uhr Morgenandacht — 9 1/2 Uhr Pfarrer **Kieser**-Basel: „Die Gleichgültigkeit gegen Christus" — nachmittags 1 1/2 Ausflug. Dabei Eduard **Le Seur**-Berlin: „Gustav Warneck, ein Lebensbild" — abends 8 Uhr Geselliger Abend.

Sonntag den 6. August morgens Kirchgang und Feier des heiligen Abendmahls — nachmittags Spaziergang — abends 8 Uhr Oeffentliche Versammlung, Redner Studiendirektor **Simsa**-Bonn, Eduard **Graf Pückler**-Berlin.

Montag den 7. August morgens 9 Uhr Morgenandacht — 9 1/2 Uhr Professor D. **Schlatter**-Tübingen: „Die Unterwerfung unter die Gotteswirklichkeit" — abends 8 Missionar **Enderlin**-Daraw: „Probleme des Islam nach eigener Anschauung."

Dienstag den 8. August morgens 9 Uhr: Morgenandacht — 9 1/2 Uhr Regierungsbaumeister **König**-Breslau: „Der Student als Bekenner" — 4 Uhr Schlußversammlung.

Jede weitere Auskunft gibt gerne Dr. **G. Niedermeyer,** Zehlendorf bei Berlin, Auguststraße 12 (vom 1. August an das Bureau der Studenten-Konferenz in Wernigerode a. H.)

Preußische Kirchenzeitung
Verlag von Arthur Glaue
Berlin

Nr. 28. Mulert, Evangelische Lehrverpflichtung und Modernisteneid — Jungklaus, Der Instruktionskursus für moderne evangelische Jugendarbeit (Schluß) — Wolff, Die Vernehmung Jathos vor dem Spruchgericht — Aus Preußen: Das Urteil im Falle Jatho; Zum Falle Devaranne — Aus anderen deutschen Landeskirchen: Aus Baden — Anzeigen

Nr. 29. Kalweit, Predigt — Scholz, Die Bedeutung der Evangelischen Vereinigung in der gegenwärtigen Zeit — Baltzer, Nach dem Spruch im Falle Jatho — Aus Preußen: Aus den Zeitungsstimmen über die Entscheidung im Falle Jatho; Kloster Lehnin — Mission und Auslandsdiaspora: Aus Spanien — Mancherlei: Zum Kampf gegen die Sekten; Personalien — Anzeigen

Nr. 31. Evangelisch-sozialer Kongreß — Aus Ostpreußen — Kulemanns politische Erinnerungen — Aus dem Rheinland — Aus Preußen: Die Begründung oes Urteils im Falle Jatho; Der Verweis gegen die liberalen Pfarrer Berlins; Das Ende zweier „Fälle" — Mancherlei

---

Kunstwart-Verlag Georg D. W. Callwey, München

Eine neue Künstlermappe, herausgegeben vom Kunstwart

Feuerbach-Mappe

72 Reproduktionen seiner bedeutendsten Gemälde und Handzeichnungen. 30 Vollbilder, acht in zweifarbigem und sieben in vierfarbigem, die anderen in gravürenartigem Mattdruck in Meisterbilderformat auf Karten aufgezogen und 42 Bilder meist im Kunstwartbilderformat im Text.

Text von Ferdinand Avenarius

Preis in fester Karten-Mappe ca. 12 Mark

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) in Tübingen

Baltzer, O., Weltanschauungsfragen. (Slg. gemeinverst. Vortr. Nr. 59.) 1909. M. 1.50
Inhalt: Der Weg zur Weltanschauung. — Der Sinn des Lebens. — Persönlichkeit und Weltanschauung.

De cette brochure nous n'avons qu'un mot à dire: il faut la lire d'un bout à l'autre; car elle est de la plus haute actualité pour tous ceux, plus nombreux qu'il ne semble, qui cherchent une croyance où asseoir un optimisme confiant comme l'était celui que nos pères puisaient dans le christianisme intégral. Sa langue est claire, prenante, imagée, et ses idées tout à fait modernes. Tous ceux qui ont une vie intérieure intense y trouveront un morceau d'eux-mêmes.
Revue critique d'histoire et de littérature. 1911 Nr. 16

Baltzer, O., Glaubensfragen. (Slg. gemeinverst. Vortr. Nr. 63.) 1911. M. 1.50
Inhalt: Glauben und Wissen. — Glaube und Geschichte. — Die Kirche und das Gegenwartsleben.

Baltzer, O., Im Kampfe um die persönliche Religion. Weltanschauungsfragen und Glaubensfragen. (Slg. gemeinverst. Vortr. Nr. 59 u. 63.) [1909.] 1911. M. 3.—, geb. M. 4.—

Verlag von J. C. B. Mohr (Paul Siebeck) Tübingen

Bertholet, A., Aesthetische und christliche Lebensauffassung. 1910. Mk. 1.—, geb. Mk. 1.80

Daß in der Religion unsrer Klassiker das Aesthetische eine so große Rolle spielt, nötigt jeden, der ernstlich auf sie zurückgreift, zu einer Auseinandersetzung, wie sie BERTHOLET in seinem Vortrage gegeben hat. In seinen feinen und überraschend reichhaltigen Ausführungen zeigt er die Gefahr des Aesthetentums und die Notwendigkeit, das Aesthetische in den Dienst der höchsten sittlichen und religiösen Kultur zu stellen. Die Stellung zum Schönen wird so zur Frage des sittlichen Gewissens. Vortrefflich geißelt er das ausschließliche Aesthetentum unserer Tage mit den Worten: „Ich habe . . . jenen fein sich gebärdenden Parasiten moderner ästhetischer Kultur im Auge, der alle Naturschönheiten von Aegypten bis zum Nordkap abgesucht hat und zwischen Florenz und Rom und Bayreuth und Paris geteilt ist, der bei jeder Uraufführung und in jeder neuen Gemäldeausstellung, nur nie bei der eigenen Arbeit zu treffen ist" (S. 31). Zu dieser Bemerkung paßt das Hebbelsche Wort: „Es gibt keinen Weg zur Gottheit als durch das Tun des Menschen". Auch in der heutigen Renaissance des Christentums besteht oft die Sorge, daß „aus dem Christentum ein ästhetisches Genießen gemacht werde", und dagegen gibt es nur ein Rezept: Arbeit.
Theologische Rundschau 1911 Heft 4

Gratis

erhalten Sie einen Monat lang die vom Reichstagsabgeordneten **Dr. Friedrich Naumann** herausgegebene

„Hilfe"

Wochenschrift für Politik, Literatur und Kunst

Bei einem Umfang von 16 Seiten orientiert jede Nummer in prägnanten kernigen Artikeln aus der Feder unserer hervorragendsten Parlamentarier und Politiker über alles politisch und kulturell Bedeutsame und bietet Ihnen in ihrem Unterhaltungsteile Beiträge unserer besten Autoren auf dem Gebiete der Literatur, Kunst und Musik.

Vierteljährlicher Bezugspreis nur 2 Mk.

Bitte verlangen Sie zur Probe kostenfreies Monats-Abonnement vom

Verlag der „Hilfe" G. m. b. H., Berlin-Schöneberg

Herzogl. Baugewerkschule Holzminden.

Errichtet 1831 Hochbau Verpflegungs-Anstalt Tiefbau Direktor L. Haarmann
Sommerunterricht 2. April. Reifeprüfung. Winterunterricht 15. Oktober.
Die Herzogl. Baugewerkschule ist den Kgl. preuß. Schulen gleichgestellt.

Der größte Heizeffekt bei sparsamstem Material-Verbrauch wird erzielt mit Viktoria-Kirchenöfen und Viktoria - Frischluftheizungen für Kirchen und Säle

Ofenfabrik Weißenburg
G. m. b. H.
Thal in Thüringen

PIANOS von Mk. 380 an **HARMONIUMS** von Mk. 33 an.
Höchster Rabatt. Kleinste Raten. Pianos und Harmoniums zu vermieten. Prachtkatalog M 6 gratis. Großer Umsatz. Günstige Bezugsquelle. Firma 1851 gegr.
WILH. RUDOLPH, Hoflieferant, **GIESSEN** Obweg 153

Verlag der Christlichen Welt in Marburg i. H. — Druck von Heinrich Bauer in Marburg
Hierzu als Beilage Grenzmarken-Korrespondenz Nr. 12